

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Preussen

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft



seit 2003

ISSN 1613-8910

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit

erscheint zu Brandenburg an der Havel



Borussiam
et
veritatem
debere

Landbote

Volumen 3

21.04.2004-15.09.2004 [9.10.2000]

Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,

e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross

gesetzt in Garamond 9Pt,

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011

Aktien

S. M. Druckepennig

A Iso hatte jemand, der sich in wirtschaftlichen Fragen für kompetent hält, jüngst beklagt, die Deutschen würden ihr Vermögen viel zu wenig in Aktien investieren. Ja, die Amerikaner, die wären da ganz anders! Die würden.

Aber der Michel mit seinem Urbedürfnis nach Sicherheit und einem warmen Ofen, hinter dem er hocken kann, der kommt halt nicht zu Potte. Michels Schuld? Vielleicht. Mag sein. Nach Michels Erfahrungen ist sein Drang nach Abenteuern eventuell etwas gedämpft. Und Aktien sind im Allgemeinen Abenteuer mit höchst ungewissem Ausgang. Eine getarnte Art Roulette sozusagen. Was für Gründe aber mögen denn noch existieren für die zage Zurückhaltung des Zipfelbemützten?

Hat er vielleicht keine Kröten mehr ob der anhaltenden und nicht enden wollenden Wirtschaftskrise? Angeblich soll das Privatvermögen der Bundesbürger die Staatsschuldenlast um das doppelte überschreiten. Bleibt die Frage, wer besitzt wie viel. Versucht er etwa seine lausigen paar Piepen in Sicherheit zu bringen, bevor er sie gemäß den Richtlinien von Hartz IV verschleudern und verfressen muß? Kann auch sein.

Wir sollten aber noch eine dritte Möglichkeit ins Kalkül ziehen: Michel traut den Wirtschaftskapitänen nicht mehr, die shareholder-value predigen, während sie sich ungeniert und mit schier unerträglicher Arroganz die Taschen füllen. Shareholder sind nämlich ins Deutsche übersetzt die Aktienbesitzer und die haben wenig davon, wenn sich die Nieten im Nadelstreifen selbst astronomische Summen in die Privatbörse schaufeln, während sie das eigene Unternehmen an den Wirtschaftsfeind verscherbeln. Mannesmann, ick hör dir trapsen!

In so was soll man investieren? Oder vielleicht doch lieber in die solide Automobilmarke mit dem Stern auf dem Kühler? Deren Fürsten in der Vergangenheit mit ihren napoleonisch-größenwahnsinnigen Plänen mehrmals gründlich auf die Schnauze gefallen sind. Der eine, der ein Raumfahrtunternehmen in die Konzernstruktur einflechten wollte, der andere, der japanische Pleitiers und die hypotheckenbelastete Badstraße im Monopoly der amerikanischen Automobillandschaft zur Milliardenvernichtung einkauft.

Aber, aber! Es gibt doch noch die spritzigen Jungunternehmer! So wie Meister Windhorst. Wir erinnern uns des sechzehnjährigen Knaben, den Altkanzler Kohl voll väterlichen Stolzes mit auf die große Handelsdelegation ins Reich der Mitte nahm. Und der in Saigon einen Wolkenkratzer errichten wollte. Ja, das sind solche, die erst noch was werden wollen. In die muß man doch auch mal Vertrauen setzen, nicht wahr! Wie sollen die denn hoch kommen ohne gepumptes Kapital. Und die werden schon fleißig rackern, um das in sie gesetzte Vertrauen und gesteckte Geld zu rechtfertigen. Werden sie doch, oder?

So ein kleiner Nick Leeson wird doch wohl nicht den Schlurfe-Michel aus seinen Pantoffeln kippen. Oder doch? Wie war das mit dem Neuen Markt? Boom ohne Ende! Nee, nicht wirklich. Das Ende kam schnell, brutal und ernüchternd. Und Michel hat's bezahlt. Einmal über Nacht reich werden, ohne einen Finger dafür krumm zu machen. Das war der große, deutsche Traum vom Neuen Markt. Börsenfieber. Kostolany unser, der du bist..., na. Lassen wir das! Nein, da wissen wir was Besseres: Michel, nimm deine Münzen und wirf sie in irgendeinen Brunnen und wünsch dir was dabei. Bleib

auf dem Teppich und wenn es dann wider Erwarten in Erfüllung geht, dann übersteigt die Dividende unter Umständen sogar die Versprechungen, mit dem dich windige Lümmel aufs aalglatte Börsenparkett zu ziehen trachten. Und wenn du die Klimperlinge in den Brunnen auf der sächsischen Festung Königstein wirfst, hernach ein bißchen das Maul hältst und gespannt lauschst, hörst du's sogar unten aufkommen. Laß deinen Sproß die Brunnentiefe unter besonderer Berücksichtigung der Schwerkraft und der mit ihr verbundenen Beschleunigung, sowie der verstrichenen Zeit berechnen - und du wirst merken, da ist sogar ein wenig Spaß bei der Sache.

Das eigentlich schöne aber ist, du kannst den Weg des Geldes im Vorneherein mit physikalischer Sicherheit berechnen, ehe es auf Nimmerwiedersehen verschwindet - und das soll dir die verräterische Börse erst mal nachmachen!

Amtsdeutsch

Wir gestatten uns im Hinblick auf den folgenden Artikel, auch auf den Beitrag Herrn Ludwig Börnes, „Würde des Bürgers“ in den externen Beiträgen des Preußischen Landboten zu verweisen.

B. St. Fjollfross

Im Briefkasten lag der Amtsbescheid. Die Antwort des Amtes auf das Gesuch des Bürgers, nennen wir ihn Michel Lehmann. Als er ihn öffnete, hatte Lehmann das Gefühl, er hätte die Seite einer arabischen Tageszeitung vor sich - der Inhalt verschloß sich ihm weitestgehend. Alles was er verstand, war, daß der Antrag abschlägig beschieden wurde. Warum?

Nun, das geht doch ganz deutlich aus der Begründung hervor: Nach §34 Abs.2 KGB, Komm. Dirkholtz II. Bd. 1986 S.85ff. bzw. § 125c Abs.1 Viertes AnStGb (AnStGB IV) i.V.m. §§224, 225 Sechstes Buch Antragsformulierungsgesetz (AFG VI)* ist davon auszugehen, daß der Antragsteller bei der Formulierung des dem Antrag zugrunde liegenden Sachverhaltes in mehrfacher Hinsicht... (*Die entsprechenden Gesetzesverweise sind von uns frei erfunden, um Spitzfindigkeiten aus dem Wege zu gehen. Nicht so die Form, in der sie abgefaßt wurden.)

Wir unterbrechen an dieser Stelle den kleinen und unerquicklichen Ausflug ins Juristen- und Amtsdeutsch. Lehmann kam sowieso nicht bis an diese Stelle, ebensowenig, wie Millionen anderer, die täglich mit den deutschen Amtsstuben zu tun haben.

Wozu dieser verbale Mummenschanz? Ganz einfach: Um dem Michel weiszumachen, er sei ein mündiger Bürger, der die im Bescheid getroffenen Aussagen jederzeit überprüfen könne um sich so von der Richtigkeit der Entscheidung zu überzeugen.

Aber das ist Blödsinn. Das ist die scheinheilige Kulisse des ganzen Spektakels. Eigentlich ein genialer Schachzug. Denn erreicht wird das Gegenteil: Die Verfasser dieses Kauderwelsches sind sich durchaus darüber im Klaren, daß kaum ein Lehmann da draußen in der Lage ist, aus dem Stegreif noch eine Abschlußprüfung Achte Klasse Elementarschule erfolgreich zu absolvieren, geschweige denn, mit derart kryptischen Paragraphenverweisen zu jonglieren. Hier knallt ein Holzhammer auf den Kopf unseres Michels. Und dumpf tönt in seinem Schädel das erwünschte Ergebnis: Die sind sowieso im Recht, die kennen sich aus, ich nicht, gegen die habe ich ja gar keine Chance. Bumm!

Hakt man vorsichtig beim Amte nach, so beeilen sich die Beamten zu versichern, das alles sei so von Rechtsanwälten geprüft und damit wasserdicht. Ach Gottchen! Wer hat denn diese Rechtsanwälte für ihre prüfende Tätigkeit bezahlt, lieber Michel? Ja, ja, ich weiß – du von deinen Steuergeldern! Aber als Auftraggeber und Geldanweiser trat das Amt an die Damen und Herren Juristen heran – nicht du! Und so werden sich diese begünstigten Damen und Herren Juristen tunlichst bemühen, den Anforderungen des Amtes gerecht zu werden, nicht den deinen. Und jetzt greine nicht: Daß Ämter dazu da sind, dem Bürger zu dienen, das muß dir mal deine Großmutter erzählt haben, als sie aus Versehen Grimms großes Märchenbuch verbasselt hatte. Ämter sind dazu da, die Maßgabe ihrer Vorgesetzten zu erfüllen! Nichts sonst! Und ihr Vorgesetzter in letzter Instanz ist der Staat, der große abstrakt-imaginäre Götze.

Du, lieber Michel, glaubst, du siehst der Staat, der Souverän, der Wähler. Ha, ha! Noch so ein Ammenmärchen, was man dir pausenlos einredet. Dein Name dient nur der legitimierenden Bemäntelung für diejenigen, die seit altersher bestimmen, wo's langgeht. Damit du deine Knochen hinhalten kannst, wenn es denn schief geht. Ansonsten besteht der Staat an seinen Grenzfesten zu dir hauptsächlich aus Ämtern. Und die haben dich Barbaren kurz zu halten! Du sollst sie ernähren, nicht umgekehrt. Damit dir das auch verständlich wird, wurde im Laufe der Jahrhunderte dieser Gesetzesdschungel gepflanzt. Das heißt, gepflanzt wurden nur einige überschaubare Gesetzesstämme. Hammurabi von Babylon war so ein Pflanze. Aber du, Michel, wolltest ja diese Stämme unbedingt und jederzeit umgehen. Gutes Recht war vor allem dein gutes Recht! So war man von der Gegenseite naturgemäß bemüht, den Dschungel dichter und dichter zu machen. Im Prinzip wucherten all die Kommentare, Erläuterungen, Präzedenzen von ganz alleine. Und überhaupt: actio gleich reactio – nicht wahr?

Das deutsche Gesetzeswerk ist längst so ein ausgeuferter, lichtloser Dschungel; weitaus undurchdringlicher als der, welchen Livingston seinerzeit in Afrika als Herausforderung auserkoren hatte. Mittlerweile werden wir überflutet von einem so aberwitzigen Haufen von Gesetzen, Kommentaren, Präzedenzen, Verweisen, daß nicht einmal ausgefuchste Juristen diesen Irrsinn mehr zu überblicken im Stande sind – geschweige denn, ihn zu beherrschen. Es gibt doppelt soviele juristische Wahrheiten, wie es Rechtsanwälte gibt: zu jedem Sachverhalt mindestens zwei. Das ganze multipliziert man mit der Anzahl der deutschen Richter und schon hat man das deutsche Recht klar umrissen. So klar, daß man vielerorts hört: Vor Gericht und auf Hoher See sind alle Menschen in Gottes Hand.

Und da kommen dir die Ämter mit Paragraphen? Natürlich tun sie das. Pro forma sind sie mit dem Rücken an der Wand – alles ganz korrekt. Und die Bibliothek deines zuständigen Gerichtes steht dir doch offen! Ich meine, natürlich machst du nur davon Gebrauch, wenn sich das Sechste Buch Antragsformulierungsgesetz (AFG VI) aus irgendeinem unerklärlichen Grunde gerade nicht in deiner Privatbibliothek befinden sollte. Michel, etwas besser sortiert könnte dein heimisches Büchersortiment schon sein, nicht wahr?

Nein, hier geht es um Machtausübung. Hier wird mit demonstrativer Seelenlosigkeit eine Mauer aus Sprache aufgebaut. Ebenjener lichtloser Gesetzesdschungel, mit dem die Sachverständigen von eigenen Gnaden unentwegt drohen: Paß auf, wenn du nicht artig und folgsam bist, kleiner Michel, dann gehst du ab in den dunklen Wald! Und das zieht. Die Rechnung ist einfach: Resignieren auch nur fünfzig vom Hundert, so rentiert sich das böse Spiel schon doppelt und dreifach. Aber wir wollen auch nicht versäumen, eine Lanze für die andere Seite zu brechen. Wir

wissen wohl um die Zanksucht und die notorische Rechthaberei des deutschen Volkes. An der Stelle des laissez faire sitzt beim Deutschen ein Rechtsanwalt. Wo andere sich bei einer Flasche Rotwein einigen, rennt der ewig kleine Kindergartenmichel sofort zum Onkel Richter und plärrt. Was anderes können also Ämter machen, als sofort mit der Paragraphenkeule zum Präventivschlag auszuholen, wollen sie nicht in einem ermüdenden Kleinkrieg ersaufen.

Eines kann leider die deutsche Regelungswut nicht leisten: Per Gesetz den Deutschen auf beiden Seiten des Amtstresens Herz und sachlichen Verstand verordnen und das Bewußtsein, daß der Gegenüber auch nur ein Mensch ist.

Arbeitslosigkeit

B. St. Fjöllfross

Ein junger Mann Anfang Zwanzig sucht verzweifelt Arbeit. Seit er im Erwerbsfähigen Alter ist, hat er noch keine gefunden. Was Wunder! Bei weit über vier Millionen Arbeitslosen im Lande Deutschland...

In seiner Kleinstadt ist ein Betrieb ansässig. Auch dort sind keine Stellen vakant. Oder doch? Jedenfalls wird ihm ein Arbeitsvertrag in Aussicht gestellt. Vom Personalbüro? Schön wär's! Nein, ein windiger Vermittler sagt ihm den Platz zu – gegen eine kleine Provision versteht sich. Was sind schon € 5000,- für ein gesichertes und geregeltes Einkommen? Na gut, die ersten Jahre wird man wohl den Kredit abzahlen müssen, den man sich zusammengepumpt hat. Oder was dachten Sie, woher ein junger Mensch, der in seinem Leben noch keine nennenswerten Beträge verdienen konnte, die für ihn enorme Summe von fünftausend Euro herhaben könnte?

Dann aber stellt sich heraus, daß der potentielle Arbeitgeber gar nichts von freien Stellen weiß und somit der junge Mann einem windigen Betrüger aufgefressen ist. Einem Strolch von der Sorte, die sich die Not anderer Menschen ungeniert zunutze machen. Anstatt nun sein eigenes Geld zu verdienen, sitzt der Mann, der am Anfang seines eigenen Erwerbslebens stehen sollte, jetzt auch noch mit einem Haufen Schulden am Hals tiefer in der Tinte als vorher. Und wir fragen uns, was läuft schief in einem Lande, in dem Menschen bereit sind, horrenden Summen dafür zu bezahlen, daß sie arbeiten dürfen, daß sie ihren Unterhalt verdienen dürfen, daß sie nicht gezwungen sind, auf Kosten ihrer Mitmenschen leben zu müssen.

Seit Altbundeskanzler Birne (wir erinnern uns: es ist das Vorrecht exorbitanter und zu einem leicht diktatorischen Führungsstil neigenden Staatsmänner, kernige Pseudonyme zu tragen, wie Lenin, Stalin, Molotow, Caudillo, Maximo Leader, Che, Duce, Reichsluftmarschall Meier, Rote Sonne... (Den Einen, den ganz speziellen wollen wir mal außen vor lassen, der gehört da nun wirklich nicht rein.), seit also Kanzler Birne versprach, die Arbeitslosigkeit binnen kurzem zu halbieren, begann sie sich statt dessen unaufhaltsam zu verdoppeln. Da nutzten die besten Kontakte zur Wirtschaft nichts. Wenn er meinte, die Großkopferten, die sonst so spendabel Unsummen in seine Parteikasse spülten, wären bei der Schaffung von Arbeitsplätzen ähnlich großzügig, so hatte er gewisse Prinzipien der Geldverteilung gründlich mißverstanden. Die Spenden flossen ja gerade deswegen, damit eine dem florierenden Arbeitsmarkt abträgliche Politik durchgesetzt werden könne. Und heute? Der Sozialdemokrat a.D. Schröder, der zur Zeit den Kanzlersessel inne hat, trat ja mit ähnlichen Versprechen an. Das Blöde ist, daß er den für ihn persönlich denkbar ungünstigsten

Zeitpunkt zur Machtübernahme wählte. Denn, war Dr. Birne dank eines Winkes des Schicksals, dessen Rocksäum er glücklich zu ergreifen verstand, noch Kanzler der Einheit, so wird wohl die Amtszeit seines Successors in die Geschichtsbücher eingehen, als die des Kanzlers des gesamtstaatlichen Offenbarungseides.

Nun kann ja die Bundesrepublik Deutschland per Verfassung nicht Pleite gehen. Wie schön! Aber ihre Bürger können es! Und sie tun es. Massenhaft. Bedingt durch das unselige und konsequente über-die-Verhältnisse-leben seit nahezu drei Jahrzehnten. Man wollte das Kriegstrauma überwinden, national wie international: Alle von den Nazis geschundenen Völker sollten wieder gut Freund mit Deutschland werden – mit der allseits beliebten D-Mark sollte die internationale Zuneigung erkaufte werden. Im Innern leistete man sich nicht minder protzigen Luxus – es galt unter anderem dem Reich des Bösen hinter dem Eisernen Vorhang zu zeigen, wie vorteilhaft sich freiheitlich demokratische Grundordnungen auf das Leben des Einzelnen auswirken. Und überhaupt: ehe der Fette mager ist, ist der Dünne verhungert. Der Dünne ist nun verhungert und die vormals Fetten sind so richtig mager geworden.

Enorme Ressourcen und gesellschaftliches Vermögen sind verpulvert worden. Und nu? Weitsichtige Politiker und Wirtschaftsfachleute erhoben damals, als es noch Zeit zur sachten Umkehr war, nur vereinzelt und wenn, dann in fast selbstmörderischer Art und Weise ihre warnende Stimme. Reformen bedeuteten schon immer zunächst einmal Verzicht. Und wer wird schon gewählt für ein Programm, daß den Leuten Verzicht und Aufgabe liebgeordneter Gewohnheitsrechte abfordert? So hielten sie wohlweislich das Maul, solange sie ihre Posten noch innehatten und begannen erst später, in ihren obligaten Memoiren meistens, zu erwähnen, daß sie das alles längst haben kommen sehen – es hätte aber niemand auf sie gehört! Kunststück!

Nun sind die Kassen also leer und der Kanzler des Offenbarungseides versucht nun Arbeitsplätze zu schaffen, indem er den Leuten das berüchtigte Letzte Hemd über die Ohren zieht. Nieder mit den Schmarotzern, heißt die Parole. Sehr löblich, und Arbeit genug für alle wäre auch vorhanden. Nur – bezahlen will sie niemand! Oder...kann sie niemand?! Auch die „Arbeitgeber“ (wie sein Pendant „Arbeitnehmer“ ein scheußlicher Ausdruck! Im übrigen in der Sache falsch, weil: wer gibt und wer nimmt denn Arbeit de facto? Ein Arbeiter gibt seine Arbeitskraft und der Ausbeuter bedient sich ihrer!) halten die Kröten beisammen, um beispielsweise noch das nötige Kleingeld für die Verlagerung der Produktion ins billigere Ausland vorhalten zu können.

Nun könnte man ja gedanklich auf das schmale Brett kommen, die Bundesrepublik selbst müsse den Worten ihres obersten Dienstherrn zuvörderst Folge leisten. Was und wen beschäftigt dieses Gemeinwesen (welch herrlicher Sarkasmus liegt dieser Wortschöpfung zugrunde! Eine Steigerung drängt sich seit Hartz IV geradezu auf: Hundsgemeinwesen!) nicht alles! Da sind die Bundeswehr und die Agentur für Arbeit, da sind die Justizdienststellen und die ehemaligen Staatsbetriebe, an denen die Bundesrepublik noch immer mehrheitlich beteiligt ist, da sind die vielen Ämter und Verwaltungen. Zugegeben, so richtig wertschöpfend kann man die alle nicht nennen. Aber was soll's? Hier kann doch der KdO (Kanzler des Offenbarungseides) zeigen, wie ernst er es meint, wenn er mit seinem Hartz IV- Kesselreiben die arbeitsscheuen Elemente aufscheuchen will aus ihrem parasitären Dasein. Soll er sie einstellen! Reforme voran! Aber was antworten die staatlichen Stellen unisono auf Beschäftigungsanfragen von Arbeitslosen? Einstellungsstopp! Und wenn, dann interne Stellenausschreibungen. So sieht das nämlich aus mit den goldenen Zeiten, denen uns das Reformpaket es KdO und seiner Mannen näher bringen soll.

Damit hätten wir eine beinahe spinozistische Beweisführung zu ihrem Abschluß gebracht: Hartz IV dient der Entlastung der leeren öffentlichen Kassen – und nicht der Entlastung des Arbeitsmarktes! Quod erat demonstrandum! Reichlich kurzsichtig das Ganze. Verhält sich doch der Füllstand der Kassen proportional zum Gesamtsteueraufkommen. Dieses aber nimmt in schönster Eintracht mit der Binnennachfrage und dem Arbeitsplatzangebot zu oder ab. Momentan und für die nächste Zukunft: ab! Da helfen auch keine Kuli-Jobs für € 1 pro Stunde. Was für Steuern sollen denn von diesen Beträgen abgeführt, welche Einkäufe von ihnen getätigt werden? Hä?

So also wird der eingangs erwähnte, durchaus arbeitswillige junge Mann noch lange warten müssen, bis er eine Gelegenheit erhält, seine Schulden abzutragen. Wir raten ihm davon ab, diesen Versuch zu wiederholen. Schon gleich gar nicht bei der Bewerbung um einen Arbeitsplatz des Öffentlichen Dienstes. Das nämlich wäre dann eine Bestechung. Und die wird noch mal so richtig teuer.

Buschzulage

S. M. Druckepennig

Es ist leider kein Witz: Die Bundesanstalt für Arbeit schickt mit Versendung des schon jetzt berüchtigten, sechzehnseitigen Antragsformulars auf Unterstützung nach Hartz IV arbeitslose westdeutsche Beamte in die fünf Beitrittsländer, um den doofen Osis beim Ausfüllen dieser entwürdigenden Wische zu helfen. Dafür werden diese Beamten nachgerade fürstlich besoldet. Etwa € 11.000 pro Jahr zusätzlich zu ihren normalen Bezügen steckt die Bundesanstalt für Arbeit jedem einzelnen dieser „Entwicklungshelfer“ in den Rachen. Heimfahrten sind darunter, Auslösen und - eine sogenannte „Buschzulage“ von € 500,- pro Monat! Was das sei? Nun, man gewärtige sich, daß diese an sich schon von „Arbeitslosigkeit“ schwer geprüften Staatsdiener von einem unbarmherzigen Dienstherrn in die „Zone“ geschickt werden. Quasi auf Missionsreise. Dorthin, wo annähernd sechzehn Millionen weiße Neger in einer Art übriggebliebenen Kolonie des Deutschen Reiches um Lagerfeuer tanzen, über denen kultivierte, weiße Missionare geröstet werden. Hier gibt es nicht Weg noch Steg. Alles ist noch so, wie es Adam von Bremen einst beschrieben hat. Ob diese armen, der Verdammnis preisgegebenen Beamten je das Licht der Sonne wiedersehen werden, ist höchst ungewiß. Dieses fürchterliche Los muß ihnen doch irgendwie erleichtert werden! Zumal sie nur unter Zwang und Druck den ostelbischen Urwald betreten.

Aber lassen wir das! Was uns die Zornesröte ins Gesicht treibt, ist doch Folgendes: Drei Jahrzehnte lang reiten ach so schlaue Besserwessis ihre Nationalökonomie systematisch in den Dreck, während sie sich noch Goldkettchenbehangen an mallorcinischen Stränden wälzen und über ihre armen Vettern im Osten grinsen, die zu blöde sind, eine ordentliche Wirtschaft anzustellen. Vorrausgesetzt natürlich, sie wissen, wo der Osten liegt!

Sodann fällt ihnen die ehemalige DDR wie ein reifer Apfel in den Schoß - just zu einer Zeit, als sie von den Folgen ihres Lebens weit über ihren Verhältnissen bereits eingeholt werden. Trifft sich gut. So kann man für den nun einsetzenden, noch rascheren Verfall wenigstens die Zonis verantwortlich machen, die man ja nun auch noch mit durchfüttern muß. Ein Besserwessi, der selbstkritisch und objektiv denkt? Das wäre ja ein echtes

Sammlerstück. Und jetzt, nachdem die einst schwerreiche Bundesrepublik vor dem gesamtstaatlichen Offenbarungseid steht und nicht mehr aus noch ein weiß, und schon gar nicht, wie sie ihre Solidarverpflichtungen den Ärmsten ihrer Gesellschaft gegenüber noch nachkommen soll, jetzt werden also mit einer noch immer ungeheuren Arroganz westdeutsche Beamte in den Osten geschickt, um den Deppen dort beim Lesen und Schreiben zu helfen.

Daß viele der zukünftigen Bezieher von Arbeitslosenhilfe nicht zur intellektuellen Elite gehören, das mag richtig sein. Aber genausogut gibt es vor Ort ebenso viele beschäftigungslose Beamte, die nach kurzer Einarbeitung den Antragstellern behilflich sein können. Diese bedürften dann keiner Buschzulage und keiner Reisekostenerstattung. Mit einer Dornenhecke von sechzehn Seiten schwer verständlichen Papiers versucht die Bundesanstalt für Arbeit, die von Arbeitslosigkeit eh schon geplagten Menschen von den Brottöpfen fern zu halten. Das ist alles, was man noch von ihr erwarten kann, wo sie doch unfähig ist, diese Leute in Lohn und Brot zu bringen, was eigentlich ihres Amtes wäre.

Auf der einen Seite aber den Arbeitslosen den Erhalt von lächerlichen und nahezu grotesken € 330,- so sauer wie möglich zu machen, auf der anderen Seite jedoch den netten Erklär-Onkels und Tanten aus dem Westen den Rachen mit aberwitzigen Summen zu stopfen, obgleich weitaus billigere Lösungen vor Ort verfügbar wären - das zeigt die bodenlose Dummheit gepaart mit einer unerträglichen Arroganz der für diese Posse Verantwortlichen.

Es ist an der Zeit, daß die Massen, die jetzt wieder ins soziale Elend gedrückt werden, sich erheben und nicht eher wieder Ruhe geben, als an diesen Canaillen zur warnenden Abschreckung ein Exempel statuiert wurde - dergestalt, daß man sie mit Schimpf und Schande aus dem Amte jage und sie selbst zu Bitt- und Antragstellern degradiere!

D-Day

K. K. Bajun

In der „Omaha Beach“ an der Küste der Normandie also begann die Befreiung Europas vom Hitlerfaschismus. So lesen wir es anlässlich der Feiern zum 60. Jahrestag dieses Ereignisses im Juno 2004. Allerorten brüllt uns diese Erkenntnis entgegen, Fernsehrichten, Radiosendungen, Zeitungen – alles, alles bejubelt diesen Tag, der so vielen jungen Amerikanern, deren Alliierten und auch deutschen Soldaten der letzte sein sollte. Der Sturm auf die Festung Europa!

Als versöhnliches Zeichen wurde gar der amtierende deutsche Herr Bundeskanzler zu den Feierlichkeiten eingeladen. In der zweiten Reihe durfte er Platz nehmen. Aber das ist nebensächlich. Wir sahen Herrn Putins Gesicht in der ersten. Das machte uns stutzig. Zar Wladimir im Namen der Russen an vorderster Front? Wie das?! Von den Russen war doch nie die Rede, wenn es um die Befreiung des geplagten Kontinents ging. Erinnernte sich gar doch jemand, daß eine Rote Armee auf Bastlatschen, mit lausigen Uniformen und teilweise alten Flinten die hochgerüsteten deutschen Invasionstruppen unter unsäglichen Strapazen aus den Weiten Rußlands herausprügelte? Daß die GIs und ihre Verbündeten ohne diese unbeschreibliche Leistung der bolschewistisch-asiatischen Horden gegen die Wehrmacht nicht mal einen Luschenstich gemacht hätten? An der

französischen Kanalküste haben Stars&Stripes also den Völkern Europas das Licht der Freiheit zurückgebracht. Es ist nicht unsere Absicht, die Leistung der amerikanischen Soldaten im mindesten herabzuwürdigen. Aber diese unverschämte Aussage, diese ekelhafte Geschichtsfälschung treibt uns die Rage durchs Blut: Seit Sommer 1941, seit dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion rang ein ganzes Volk, dem noch dazu ein eigener faschistoider Diktator im Nacken saß, ums Überleben. Und dieses Volk rang gleich für alle anderen mit.

Für uns stellt sich die Sache in der Omaha Beach ganz anders dar: Ähnlich den preußischen Offizieren vom 20. Juli wurden die Amerikaner auch erst aktiv, als die faschistische Sache ziemlich verloren aussah. Hitler war seit Stalingrad schwer angeschlagen, der Mythos von der unbesiegbaren Wehrmacht ebenfalls, die Rote Armee marschierte unaufhaltsam nach Westen und wenn das so weiterging, dann würde sie wohl erst durch die Wellen des Atlantiks zu stoppen sein. Ein kommunistisches Europa vom Ural bis an die Biskaya wäre die Folge gewesen. Das war wohl der wahre gedankliche Hintergrund sowohl der deutschen Juli-Verschwörer als auch der alliierten Strategen. Sie kamen zu dem Schluß, daß man die Notbremse ziehen müsse. Und zwar primär die der Roten Armee und nicht die der Nationalsozialisten.

Das ist es also, was man feiern müßte, wenn man des Tages der alliierten Landung gedenkt: Nicht die Befreiung Europas vom Faschismus durch die Amerikaner, sondern den Beginn der Offensive mit dem Ziel, die Rote Armee zum Stillstand zu bringen. Drei Jahre zuvor, als die Russen verzweifelt gegen den übermächtigen Feind kämpften, bekamen sie bestenfalls vergleichsweise moralische Unterstützung vom freien Westen. Nichts da von großen alliierten Streitkräften, die die Wehrmacht großflächig hätten binden können um die im Osten kämpfenden Russen zu entlasten! Ausbluten sollte der Iwan. Was die Entente zwei Jahrzehnte früher nicht vermochte – hier sollte es sich von ganz allein erledigen.

Lassen Sie uns kühl rechnen: Im September 1939 begann der Krieg. Wer half den Polen und den Böhmen? Die Grande Nation und John Bull ließen die wehrlosen Verbündeten hilflos zurück. Chamberlain gar entblödete sich nicht, bei seiner Rückkehr aus München das Appeasement – Papier zu schwenken. Hurra! Marschall Petain konnte namens der Gallier nicht tief genug in den deutschen Enddarm kriechen. Fast alle ließen die gequälten deutschen Juden im Stich – man besehe sich nur den Filmklassiker „Casablanca“. Von Uncle Sam war gleich gar nichts zu hören oder zu sehen. Sommer 1941: Rußland ist der nächste Gang auf dem großdeutschen Speisezettel. Wieder ist von den Westalliierten nichts Nennenswertes zu sehen oder zu hören. Und das geht so bis elf Monate vor Kriegsende. Fünf von sechs Jahren wurden die Europäer ihrem Schicksal überlassen – und dann auf einmal, als das Ergebnis schon feststeht, da kommen sie und eröffnen die langersehnte Zweite Front! Honi soi qui mal y pense!

Wir bedauern die armen Teufel von Omaha Beach. Wir trauern um die Erschossenen von Malmedy, die SS-Peiper nicht gefangennehmen wollte oder konnte. Und wir gedenken auch der amerikanischen Negerjungen und Hispanos, die nach uns berichteten Augenzeugenerlebnissen von den Amerikanern zuerst ins Feuer geschickt wurden, damit man die wertvollen weißen WASP-Söhnchen noch schonen konnte. (WASP = white anglosaxon protestant = weiße angelsächsische Protestanten – sozusagen der amerikanische „Hochadel“, oft Nachkommen der „Pilgerväter“, gute Wörterbücher übersetzen „Wasp“ auch einfach mit „Wespe“.) Der Soldat James Ryan war bezeichnenderweise kein Neger. Nota bene! Denn hier begegnet uns wahres amerikanisches Geschichtsverständnis. Aber alle waren sie junge Buschen, Jungens, die das Leben eigentlich noch vor sich hätten

haben sollen – geopfert einem irrwitzigen globalen Machtpoker. Und das Schlimmste, was man ihnen über ihren Tod hinaus noch antun kann, ist diese verdammte Heuchelei, Schönfärberei und Geschichtsfälschung. Da feiern sich Leute als Repräsentanten von Nationen, die selbst nicht einmal der teilnehmenden Generation angehören. Die wahren Veteranen stehen diesmal nicht ganz vorne in der Feuerlinie der Blitzlichtgewitter. Diesmal dürfen sie hinten bleiben und ein paar Tränen vergießen für das eigene durchstandene Leid und die verkrüppelten und gefallenen Kameraden.

Da wagen sich amerikanische „Volksvertreter“ nach Omaha Beach, während zur selben Zeit eine Kommission nach der anderen aller Welt beweist, daß es sich beim Einmarsch in den Irak um nichts anderes als einen verbrecherischen Raubkrieg gehandelt hat.

Wir schreiben diesen Artikel mit Ingrid im Herzen. Denn was dort geschieht, das widert uns an. Wer nicht hinschauen mag, dem empfehlen wir das von uns besprochene Buch „Catch #22“ von Herrn Joseph Heller und Herrn Stefan Heyms „Kreuzfahrer von heute“. Dort möge er lesen, während die unsäglichen Bilder über die Leinwand flimmern. Dann hat der Bürger wenigstens den Hauch einer Ahnung, was wirklich los war mit dem D-Day!

Das Gold der Bundesrepublik und die Aufweichung des Stabilitätspaktes

Betrachtungen zum wirtschaftlichen Niedergang

B. St. Fjollfross

Es ist gut tausend Jahre her, da begannen sich, von Norditalien ausgehend, in Europa gewaltige soziale und ökonomische Umwälzungsprozesse abzuzeichnen. Feudalherren, deren Machtanspruch sich auf die summarische Größe ihrer Ländereien gründete, mußten erkennen, wie vormals geringgeachtete Bürger aus den Handwerks- und Finanzschichten der immer größer werdenden Kommunen Verwaltungsaufgaben übernahmen und nach und nach so viele Gewalten, Rechte und Befugnisse übernahmen, daß den traditionellen Vertretern der Herrscherkaste plötzlich gleichrangige Gegenspieler erwachsen.

Ein schmerzlicher Prozeß für die alten Großkopferten. Denn „wat dem eenen sin Uhl, is dem annern sin Nachtigall!“ Und umgekehrt. Auf der Strecke blieben während dieses Prozesses wirtschaftlicher Neuorientierung meist die Vertreter des kleinen Landadels. Ihre agrarischen Produktions- und Ausbeutungsformen konnten längst nicht mehr Schritt halten mit der rasanten Entwicklung der Produktions- und Handelszentren innerhalb der befestigten Mauern großer Städte.

Was taten sie? Nun, zuerst verkauften sie das Tafelsilber, dann die Ländereien, denen sie ihr „von“ zu verdanken hatten. Und wenn alles bis auf die Stammburg verschachert war – dann gingen sie auf Raub und Erpressung aus. Die Gattung der Raubritter verbreitete sich im spätmittelalterlichen Europa wie eine Seuche. Welche Schlußfolgerungen sind für uns Nachgeborene zu ziehen? Die Bundesrepublik Deutschland gründete ihre wirtschaftliche Macht einst auf ein ererbtes Leistungs- und Innovationsethos, auf ein gewaltiges Know-how und – speziell nach dem letzten Kriege – auf das Bedürfnis, sich in den wirtschaftlichen Aufbau zu stürzen. Man wollte die Nemesis der zwölf vergangenen unheilvollen Jahre vergessen, durch harte

Arbeit in sich abtöten, von der Erinnerung und der sich daraus ergebenden Verantwortung ablenken und endlich Urlaub machen von Bespitzelung, Verachtung und allgemeiner Not. Diese Ära ging Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Ende. Doch niemand reagiert ernsthaft auf die sich abzeichnende Drohung von Verfall und Regression.

Noch lief es wunderbar und Politiker, denen das Ruder in die Hand gegeben war, wollten auch in der nächsten Legislaturperiode wiedergewählt werden. Sie hüteten sich also vor „unbegründeter Panikmache“ und überhaupt vor daraus resultierenden Konsequenzen. Wer Augen im Kopf hatte, wußte, daß erbarmungslos über die Verhältnisse gelebt wurde. Anleihen auf die Zukunft wurden aufgenommen. Wie die Enkel das abtragen sollten, war zunächst einmal scheißegal. „Wir leben heute! Und die Enkel werden schon über einen solchen Fortschritt verfügen, daß sich die Tilgung unserer Schulden von selbst erledigen wird!“ Das war die verbreitete Haltung.

Jetzt ist es soweit. Die Ökonomie der Bundesrepublik kollabiert vor unseren Augen. Das Tafelsilber ist lange verschachert. Post, Lufthansa und Bahn sind privatisiert. Die halbe Armee wird schon von externen, privaten Dienstleistern am Leben gehalten. Staatliche Industrien sind nirgendwo mehr auszumachen. Trotzdem, die Staatsschulden sind gigantisch, valuieren im Billionenbereich. Es ist abzusehen, daß nicht einmal mehr der Schuldendienst seinen Verpflichtungen wird nachkommen können

Jetzt soll es an die letzte Reserve gehen, den Ärar. Was früher den Wert der Währung bestimmte, die letzten Ersparnisse, der Familienschmuck – das Gold der Bundesrepublik Deutschland soll jetzt Stück um Stück verhöckert werden. Um die laufenden Kosten zu decken und ein paar verzweifelte Neuinvestitionen zu tätigen. Was ist geschehen?

Die ökonomische Umwälzung, die der zu Beginn der Renaissance entspricht, wird heute von der rasant zunehmenden Globalisierung bestimmt. Die Nationalökonomien, die durch ihre Zollgrenzen wie in einem Kokon geschützt waren, lösen sich nebelartig auf. Das Kapital sucht sich weltweit die günstigsten Standorte. Das bedeutet, es sucht sich Produktionsstätten, an denen es am brutalsten ausbeuten kann und hängt dem idiotischen Irrtum an, es könne einerseits in der „Dritten Welt“ billig produzieren, andererseits in der „Ersten Welt“ teuer verkaufen. Durch die Abwanderung der Produktionsstätten aber verliert die Bevölkerung der „Ersten Welt“ Arbeit und damit Einkommen und ergo Konsumkraft. Sie werden über kurz oder lang selbst zur „Dritten Welt“.

Das alles wäre noch hinnehmbar, wenn es den Menschen an den neuen Produktionsstandorten auf die Beine hülfe. Tut es aber nicht. Denn da der Preis für die Arbeit bei denen auf ein Minimum reduziert ist, (sonst wäre das Kapital ja nicht zu ihnen gekommen) gewinnen sie nichts Wesentliches an Kaufkraft. Das Kapital wird wieder einmal händeringend nach Absatzmärkten suchen und feststellen, daß ihre Milliarden Profitdollar Papiertiger sind, die keinen realen Wert mehr verkörpern. Dann, ja dann fängt alles wieder von vorne an. Nach einem großen Knall, nach viel Rabatz und unendlichem menschlichen Leid. Und die bundesrepublikanische Bevölkerung? Sie ist schon lange nicht mehr in der Lage, adäquat und zeitgerecht zu reagieren. Wie auch?

Es hat sich ein Lebensstandard entwickelt, von dem Abstand zu nehmen ungeheuer schwer fällt. Das aber ist die unvermeidliche Konsequenz, wie wir oben dargelegt haben. Kippe einen Becher Wasser in einen See, so wird dein Becher leer sein und der Pegel des Gewässers wird sich um einen kaum mehr denkbaren Wert anheben. In etwa so wird es sich mit der globalen Güter-

und Wohlstandsverteilung der kommenden Jahre und Jahrzehnte verhalten. Und das, genau das ist die brutale Wahrheit, um die sich deutsche Politiker von Wahlkampf zu Wahlkampf herummogeln. Wie sie anfangen zu stottern, herumzueiern und verlogene Dementis abzugeben, sobald die Sprache auf diese Entwicklung kommt!

Das entsprechende Menetekel steht schon in prangenden Lettern an der Wand: Die Bundesrepublik, die sich noch vor Jahresfrist kraft ihrer Wassersuppe gegen den Blauen Brief aus Brüssel verwahrte, was keinem kleinen Mitgliedsland der EU gelungen wäre, versucht jetzt schon im Schulterchluß mit der anderen Achsemacht Frankreich, die noch vor einem halben Jahrzehnt selbst formulierten Stabilitätskriterien aufzuweichen. Wohl wissend, daß diese Stabilitätskriterien einen bestimmten Zweck erfüllen. Nämlich die Wirtschaft der EU am Laufen zu halten und vor Zusammenbruch und Inflation zu bewahren. Jetzt ist viel von „Flexibilität“ die Rede. Ein artverwandtes Wort wäre die gute alte „Frontbegrädigung“ aus den Wehrmachtsberichten der letzten Kriegstage. Vertröstungen auf eine bessere Zukunft folgen, gekoppelt mit überschwenglichen Prognosen, die immerfort nach unten korrigiert werden, je näher man dem Vorhersagezeitpunkt rückt.

Die Frage, die sich erhebt, ist: Wie sähe ein suffizientes Korrektiv aus? Um das herauszufinden, muß erst geklärt sein, auf welche Weise sich das langsam aber sicher in die vierte Dimension erhebende Kapital noch gebannt und zu irgend etwas gezwungen werden kann. Denn in seinen Globalisierungsbestrebungen ist es seinen Gegnern um Längen voraus.

In den alten Nationalökonomien konnte ein Generalstreik zu einer wirksamen Waffe im Arbeitskampf werden. Aber wie zum Teufel ließe sich ein Globalstreik organisieren? Die Antwort, die das Kapital lächeln läßt, lautet: Gar nicht! Oder besser: Noch lange nicht! Denn das Wohlstandsgefälle, die Mentalitätsunterschiede auf der Welt sind noch so gewaltig, daß ein Brückenschlag über diese Abgründe zum Zweck eines konzertierten Handelns leider noch undenkbar ist.

Und so erleben wir die Renaissance des Feudalismus. Klingt gewagt? Trifft aber den Kern. Befestigte Burgen und Städte wurden abgelöst durch die multinationalen Konzerne, die ihre operativen Schwerpunkte nach Belieben verlegen können. Deren Vorstandspräsidenten und Magnaten sind die Fürsten von einst. Wem es gelingt, seinen Wohnsitz noch innerhalb dieser Mauern zu etablieren, der hat eine noch relativ gefestigte Stellung erfochten. (Keine unbedingt sichere, wie das Beispiel „Philipp Holzmann“ und „Neue Heimat“ zeigt. Aber auch im Mittelalter wurde schon mal die eine oder andere Burg oder Stadt erstürmt, geschleift und geplündert.) Vor den Mauern aber beginnt die allgemeine Verelendung. Und das in rasantem Tempo.

Die Regierungen der Nationalstaaten werden zu bloßen Verwaltungseinheiten degeneriert, die nach der Pfeife der Multis zu tanzen haben. Sonst gibt's von denen einen Blauen Brief, wie dem Herr Bundeskanzler Schröder aus seinen ersten hundert Tagen Amtszeit noch erinnerlich sein dürfte. (Daß die Kapitalgewaltigen in den U.S.A. schon immer den Präsidenten und damit die Administration stellen, dürfte selbst Lieschen Müller bekannt sein.) Fortwährende Abwanderungsdrohungen haben sich als probates Mittel erwiesen, der Bevölkerung den Brotkorb Stück um Stück höher zu hängen. Und der „Staat“? Zieht sich mehr und mehr zurück. Aus allem. Aus seinen Verpflichtungen den Bürgern gegenüber, aus seiner Verantwortung, aus seiner Beteiligung am gesellschaftlichen Miteinander. Ist ja schließlich alles nicht mehr finanzierbar. Und irgendwann wird er den letzten Schritt tun und sich nahtlos eingliedern in die Verwaltungsstruktur eines globalen Multis.

Da hätten wir dann das weltumspannende Imperium, von dem die Cäsaren, Alexander und Dschingis Khan träumten. Doch, wie wir aus der Geschichte gelernt haben: Ein Weltreich läßt sich aus dem Sattel erobern – nicht aber auf Dauer aus dem Sattel regieren. Insofern wäre es für die Menschheit von Vorteil, wenn in das dumpfe und tumbe Agens, das die Konzerne jetzt schon in einem erbarmungslosen lautlosen Krieg gegeneinander treibt, in seiner Dynamik endlich einmal nachhaltig gestört würde vermittels einer feindlichen Übernahme durch die menschliche Vernunft.

Der 4. Brandenburger Türmetag am 12. September 2004

J.-F. S. Lemarcou

Einige bedeutende Städte des Mittelmeerraumes heißen in ihrer Griechischen Übersetzung Tripolis. Das bedeutet „Dreistadt“. Ein Name, der auch auf Brandenburg an der Havel durchaus zutreffen würde. Ist es doch eine der Besonderheiten der märkischen Metropole, daß sie aus drei souveränen und autarken Siedlungen gleichen Namens hervorging: Da hatten wir zum Ersten die Altstadt Brandenburg, die sich um die slawisch-deutsche Kaufmannssiedlung Parduin gruppierte, sodann am südlichen Havelufer die Neustadt Brandenburg, die planmäßig von konkurrierenden Kaufleuten wenige Jahre später Ausgangs des 12. Jahrhunderts gegründet wurde und schließlich der auf den Trümmern der wendischen Hauptburg entstandene Brandenburger Dom. Jeder dieser drei Stadtteile hatte eine eigene Verwaltung, eigene Wehranlagen, eine eigene Infrastruktur, eigene Rechts- und Zollhoheiten.

Dieser kostspieligen Trinität machte erst der Soldatenkönig 1715 mit dem Befehl zur Vereinigung aller drei Orte zur gemeinsamen Stadt Brandenburg an der Havel ein Ende. Geblieben aus dieser Zeit sind uns große Teile der beiden Stadtmauerringe, vier Tortürme, einige Kirchen, respektive deren Ruinen, bis 1945 zwei Rathäuser. Das alles eingebettet in eine zauberhafte, von der Havel geprägten Landschaft, die vom zentral gelegenen Harlunger- oder Marienberge dominiert wird.

Natürlich kann der interessierte Bürger oder Besucher Brandenburgs all diese Sehenswürdigkeiten zu Fuß erkunden, den mittelalterlichen Gassen folgend die oft liebevoll restaurierten Zeugen einer bedeutenden Vergangenheit bestaunen. Welches Potential in der vereinigten Chur- und Hauptstadt steckt, wird aber eigentlich so recht erst aus der Vogelperspektive sichtbar.

Nun ist es nicht jedermann gegeben, sich in ein Flugzeug oder einen Ballon zu setzen, um zu solcher Aussicht zu gelangen. Das Panorama, das sich von der Friedenswarte auf dem Marienberg bietet, bringt uns diesem Ziel schon näher. Aber es macht auch neugierig: Wie sieht dieses oder jenes aus einem anderen Betrachtungswinkel aus. Dieser Wasserlauf dort oder jenes Haus da, leider verdeckt, aber vom Rathenower Torturm aus, von den Höhen St.Gotthards oder der Katharinenkirche aus müßte es zu sehen sein.

Der Brandenburger Türmetag, eine sehr lobenswerte Institution seit 2001, macht's möglich! An einem Sonntag im Spätsommer öffnen Sehenswürdigkeiten der alten Dreistadt an der Havel ihre Pforten für das breite Publikum zu luftigen Aussichten. Der Andrang beweist Jahr für Jahr, wie sehr diese Attraktion von den Brandenburgern und ihren Gästen

angenommen wird. Eine Stunde Wartezeit an besonders begehrten Punkten, wie dem Rathenower Torturm, dem neustädtischen Mühlentorturm von Baumeister Nicolaus Craft aus Stettin, den Kirchtürmen vom Dom und beiden Hauptkirchen St.Gothardt und St.Katharinen wird ohne Murren und Klagen in Kauf genommen für die nur oft wenigen Minuten einer exponierten Aussicht. Allerorten das nicht verebben wollende Geräusch der Photoapparate und Kameras. Klick, Klack, sssss..., und immer wieder: „...da, schau mal!“ und: „Das ist doch das Haus von Sowieso, na da hinten, hinter dem Giebel da, sieh mal an, Menschenskind, komm mal her, dort drüben...“

Und man staunt, wieviel Heimatfachwissen den Brandenburgern noch immer zu eigen ist. Auf dem Turm der Gotthardtkirche beispielsweise kann man, nach Westnordwest blickend, die Sicht nachempfinden, die einst Zacharias Garcaeus, der Stadtschreiber der Altstadt und Rektor der Lateinschule, im Jahre 1582 in Wasserfarben aufs Papier brachte. Unverändert steht er da, der Rathenower Torturm; dort, im Pfarrgarten ist noch immer der Stumpf des Wehrturmes sichtbar, die alte Lateinschule ist in ihrer Fassade noch immer deutlich erkennbar; nur oben auf dem Berg, wo das Brandenburger Kleinod – die viertürmige Marienkirche stand, da grüßt nur noch etwas verloren die Friedenswarte. Nach Südosten zu erkennen wir deutlich den großen Davidstern, der den Westgiebel des Langhauses des Domes ziert und den Herr Baumeister Schinkel so schamhaft hinter einer neugotischen, von Zinnen gekrönten Zierblende zu verstecken suchte.

In der Ferne schimmert das Blaßblau der Höhenzüge des Fläming, bei guter Sicht von der Friedenswarte aus grüßen gar von weitem die Richtantenne auf dem Zehlendorfer Schäferberg und die historische Antennenanlage von Nauen. Wiesen, Dörfer, Wälder, und immer wieder die vielen Buchten und Seen und Arme der Havel – wir leben in einer Region, in der Andere ihren Urlaub verbringen würden. Es ist ein Geschenk von wahrhaft grandioser Schönheit!

Doch legen wir für einen Augenblick das Fernglas aus der Hand und widmen uns den Dingen, die sich direkt unter uns ausbreiten: Man erkennt von St.Gothardt die sich an die Havel schmiegende Tropfenform der Altstadt, wie man vom Turm von St. Katharinen den fast kreisrunden Grundriß der Neustadt erahnt. Wie von zwei senkrecht zueinander verlaufenden Bändern, Haupt- und Steinstraße, in vier Quadranten geteilt – durchdacht und bewußt konzipiert – wir begreifen, daß wir auf das Erbe hinabblicken, das uns von unseren Altvorderen hinterlassen wurde – und das nicht nur in architektonischer Hinsicht.

Wir sehen in erschütternder Klarheit, wie wenig achtungsvoll mit diesem sowohl materiellen als auch geistigen Erbe zu früheren Zeiten umgegangen wurde: die Ruinen des Dominikanerklosters St. Pauli und des Franziskanerklosters St.Johannis sprechen eine deutliche Sprache. Wo ist der Glanz der alten St.Annenstraße, wo das neustädtische Rathaus in all seiner gotischen Schönheit, wo unser Storbeck'sches Kurfürstenhaus? Sie fehlen im Stadtbild so sehr, wie die Marienkirche auf dem Berge fehlt.

Und ihr Fehlen ist Mahnung und Ansporn zugleich. Ansporn, das, was uns geblieben ist, um so sorgsamer zu bewahren. Insofern leistet der Brandenburger Türmetag einen wertvollen Beitrag, die Beziehung der Brandenburger zu ihrer Heimat zu festigen und Gästen die Schönheit dieser ganz besonderen Stadt unvergeßlich anzupreisen. Wie wichtig eine solche Verbundenheit ist, kann in unseren von schweren Wirtschaftskrisen, anhaltender hoher Arbeitslosigkeit und Abwanderung nicht genug betont werden. Wer sich seines Erbes bewußt ist, der wird es nicht verlassen, sondern daran festhalten und es für seine Kinder hegen und pflegen. Das ist unserer Ansicht nach eine Grundvoraussetzung für einen gesunden

Lokalpatriotismus und damit auch ein wirtschaftliches Engagement hier, bei uns. Man kann also den mutigen Initiatoren und ihren freiwilligen Helfern nicht genug danken. Solcher Ideen bedarf die Stadt! Vielleicht wäre sogar eine entsprechende Investition zu überlegen, die restlichen drei Tortürme dauerhaft begehbar und somit zu Außenstellen des Stadtmuseums zu machen – begehbar über einen touristischen Rundkurs mit einer „Viertürmekarte“. In den Türmen könnte die Entwicklung der Dreistadt und ihrer Wehranlagen nachgezeichnet werden – die verschollenen Bauten, wie Ehebrectorturm, altstädtischer Mühlentorturm und St.Annentor könnten zumindest im Modell wieder auferstehen.

Ist uns ein wenig Träumen erlaubt, so wäre sicherlich auch der Turm des Altstädtischen Rathauses eine Besteigung wert – und in absehbarer Zukunft eventuell sogar der Turm der Klosterkirche von St.Pauli. Wenn man dann noch einige dieser Aussichtspunkte öfter im Jahr erklimmen und seinen Gästen präsentieren könnte, wäre ein weiterer gewichtiger Schritt nach vorne getan, die Attraktivität Brandenburgs zu steigern.

„Um klar zu sehen, genügt oft ein Wechsel der Blickrichtung“, lehrte uns seinerzeit der große Franzose Antoine de SaintExupery. Der vierte Brandenburger Türmetag bot seinen Besuchern solche Wechsel von Standpunkten und Blickrichtungen in Hülle und Fülle. Mit dieser „Aussicht“ blickten sechs begeisterte „Türmer“ vom „Preußischen Landboten“ dem 5. Brandenburger Türmetag im nächsten Jahr entgegen.

Der „wahre“ Jesus

Zu einem P.M.-Artikel über den „wahren Jesus“ P.M. 7/2004

Scholcher M. Druckepennig

Lieber Herr Ripota!

Über weite Strecken schließen wir uns Ihrem dankenswerten und gut geschriebenen Artikel an. Gestatten Sie uns dennoch einige Anmerkungen. Natürlich unterscheiden selbst vernünftige Katholiken und Orthodoxe heutigen Tages zwischen dem mythischen und dem historischen Jesus. Letzterer, unser armer galiläischer Wanderrabbi wurde von denen, die sein irdisches Wirken nach seinem erbärmlichen Tode am Kreuz für ihre Zwecke verwandten, den damaligen „PR“-Erfordernissen angepaßt und mit allen Attributen uralter orientalischer Heilslehren versehen. Um es mal etwas sarkastisch zu formulieren, seine Erscheinung wurde mit einer Art antikem Adobe Photoshop derart gründlich und lange bearbeitet, bis vom Original kaum noch etwas zu sehen war und ein abstraktes Kunstwerk vor aller Augen und über jedem Altar der Christenheit hing. Dieser Prozeß setzte sich, wie Sie richtig bemerkten, sogar noch im europäischen Mittelalter fort und wirkt ungebrochen bis in unsere Gegenwart.

Ein Sohn Gottes, der so aussieht wie der Junge des benachbarten Juden, bei dem ich gerade mit einem erklecklichen Betrag in der Kreide stehe und mir nichts sehnlicher wünsche, als Schulden, Gläubiger und dessen erbberechtigte Brut mit einem Schlag loszuwerden - wie sähe denn das aus! So was kann man doch nicht verehren! Und wenn man das nicht kann, ist man dann etwa kein Christ? Sondern ein stinknormaler, bössartiger Heide? Weil die Theatertruppe aus New Jersey den Zuschauern mit ihrer Rollenbesetzung genau diese Fragen aufobtruierte, weil sie das Publikum unbarmherzig zwang, in genau diesen Spiegel zu schauen und das eigene, häßliche, pogromsüchtige und sich nach religiösem Budenzauber sehrende

Gesicht zu erkennen - deshalb gab's die Morddrohungen (von „Christen“ nota bene!) Nein, so was will das doofe Volk nicht. Die wollen einen Götzen, eine Lichtgestalt, etwas edles, monarchisches, unerreichbares - zu dem sie sehnsuchtsvoll aufblicken können aus ihrem irdischen Jammertal. Insofern lief die revolutionäre Lehre unseres Rebben Joshua komplett ins Leere, da er ja die Geringsten aus dem Staube aufzuheben befahl und ihnen Höchstselbst die Füße wusch. Diese Lehre war eben - wie ihr Schöpfer - nicht von dieser Welt. Und das etablierte Christentum sprach ja all den Werten und Forderungen seines Meisters zwei Jahrtausende lang blutigen Hohn!

Es ist gut, daß die BBC mit dem rekonstruierten Portrait des Herrn der Christenheit endlich die Dornenhecke der romantischen Götzendienerei zertrümmert und den nordischen Schönling vom Kreuze holt, wo er nicht hingehört. Das erscheint uns der einzige Weg, unter den Christen die Spreu vom Weizen zu trennen. Wer den Herrn liebt, der folgt ihm - egal wie er aussieht und ob Jesus gleich ein Neger, Mongole oder Eskimo - oder eben ein Jude(!) wäre. Denn nach christlicher Lesart hat sich Gott in Menschengestalt unter seine Schöpfung begeben, um zu dienen und nicht um sich abermals zu erhöhen. Er hat sich mit voller Absicht klein gemacht, und unansehnlich und verletzlich! Weil er mit dem Zaunpfahl auf den Kern seiner Botschaft verweisen wollte.

Alles andere ist nur das uralte Märchen von der guten Fee (Jesus), die den armen bucklige Ausgestoßenen (Christen) schirmt und behütet - und das in weltumspannender, religiöser Verbrämung. Und wieviele Anhänger dieser Religion wollen zwar das Mitleid des Herrn. Aber exklusiv für sich selbst wollen sie es und nicht etwa für den „kranken Nachbarn auch“, wie es der wahrhaftige Christ Matthias Claudius so trefflich formulierte.

Und dann, lieber Herr Ripota, sollten Sie nicht vergessen zu erwähnen, wer das auf uns überkommene Christusbild nachhaltig prägte: Das war der verheiratete Zeltmacher Paulus. Der Mann, der „die Weiber schweigen hieß, in der Gemeinde“, weil er ganz offensichtlich fürchtete, was sie zu sagen hätten. (Vielleicht hat ihm seine eigene Frau ja eine entsprechende Lektion erteilt?) Der Mann, der maßgeblich dafür Sorge trug, daß aus der kleinen Judensekte eine Weltreligion wurde, indem er sie den Nichtjuden gegen den Widerstand gar des Bruders des Herrn, Jakobus, Bischofs von Jerusalem(!), öffnete. Jesus hatte einen Bruder? Mutter Maria, jungfräuliche Himmelskönigin und Successorin Ischtars/ Astartes sollte noch weitere Kinder....? Aber ja doch. Wissen wir doch alle längst, daß Joshua kein Einzelkind war.

Herr Ripota, frisch ans Werk und greifen Sie ungehemmt auf die Apokryphen zurück, die nicht kanonisierten Texte zum Wirken des Herren auf Erden. Da steht eine Menge mehr drin, als dem römisch-katholischen Klerus zur Aufrechterhaltung seiner Version lieb ist. Deshalb sind sie ja bei der Zusammenstellung der verbindlichen Heiligen Schrift unter den Tisch gefallen. Und mit ihr gleich ein paar Glaubensrichtungen und -lehrer, wie die Arianer, oder Origines und andere. Vatikanische Verschlusssachen braucht es nicht einmal - die Apokryphen sind jedermann zugänglich. Aber was offen herumliegt, interessiert im allgemeinen kein Aas! Geheimnisvoll, verborgen, verschlossen muß es sein. Vermummte, dunkle Verschwörer - so was bildet den Stoff aus dem die Gänsehaut gestrickt wird.

Und die Katholiken? Protestanten? Orthodoxen? Es ist wie mit jeder politischen Bewegung. Erst setzt sich eine kleine Gruppe durch, dann eine Gruppe innerhalb der Gruppe und so weiter. Alle anderen fallen als Renegaten und Ketzler über den Tellerrand direkt in die reinigenden Flammen des Scheiterhaufens. Deshalb glauben wir an die Ewigkeit der zutiefst menschlichen Charakteristika, die auch der Entstehung der

christlichen Religion Pate standen. Und weil die geistlichen Würdenträger zu Rom alles andere als auf den Kopf gefallen sind, werden sie sich kaum an solchen trivialen Dokumenten-Versteckspielen beteiligen, nur weil der Pöbel eine infantile Sehnsucht nach Schnitzeljagd und Enthüllungsromanen hat. Aber es reichte eben, diese Texte aus der Bibel zu verbannen. Sie in Geheimarchiven einzumotten, wäre zuviel Aufwand für nichts! Was immer an „Sprengstoff“ in den vatikanischen Archiven schlummern sollte, es würde weder etwas an der Grundeinstellung der Menschen zu ihrem einmal gefaßten religiösen Leitbild ändern, noch an der Macht der Kirche. Wir verweisen noch einmal auf die Resonanz, derer sich die New Jersey - Theaterleute erfreuen durften: Die Leute wollen glauben, was sie glauben wollen. Und da lassen sie sich nicht beirren - weder von ihrem Gott, noch von ihrem Jesus und schon gar nicht von einer „Enthüllungsdokumentation“.

Mit freundlichen Grüßen und Schalom nach München

Ihr Scholcher M. Druckepennig

Antwort von Herrn Ripota vom 21.06.2004:

Vielen Dank für Ihren ausführlichen und wohlwollenden Kommentar, dem ich voll und ganz zustimme. Ich habe das Thomas-Evangelium vollständig und mit großem Genuss gelesen. Die anderen werde ich mir auch mal zu Gemüte führen. Ja, Sie haben völlig Recht, der Vatikan hat es nicht nötig, irgend etwas zu verstecken oder gar zu bekämpfen. Solange seine Mythen von den Menschen begierig aufgesogen werden (siehe Mel Gibsons „Passion Christi“), solange hat die Katholische Kirche nichts zu fürchten. Und dass Jesus eine Kunstfigur ist und das Christentum von Paulus stammt, ist hoffentlich allgemein bekannt.

-Peter Ripota-

Der brennende Stadtstreicher von Beeskow

B. St. Fjollfross

In der märkischen Kleinstadt Beeskow wird im Frühsommer 2004 ein sturzbetrunkenener, schlafender Obdachloser von jugendlichen Raubmördern auf einer Parkbank mit Feuer angesteckt. Die Verbrecher durchwühlten ungeniert die Taschen des Bettlers und – als sie nicht auf das erhoffte Geld stießen, zündeten die Lumpen den wehrlosen Mann einfach an. Dieses Verbrechen ließ mich über ein Problem nachdenken, welches in der heutigen Gesellschaft weitestgehend tabuisiert und totgeschwiegen wird.

Wie kann es kommen, daß solch verwehrte Mörderbrut überhaupt inmitten einer Hochzivilisation aufwachsen kann? Ich gestehe, daß angesichts der Ungeheuerlichkeit dieser Tat alles in mir nach dem Hammurabischen Prinzip „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ brüllt. Es ist die erste, die animalische Aufwallung des Herzens, das sich fragend und ratlos dem Horror gegenüber sieht. „Brennt sie selbst, das Lumpenpack, vierteilt, haut und stecht und zieht ihnen das Fell von ihren Kadavern...!“ Man verflucht die Justiz, die keinem natürlichen Rechtsempfinden auch nur annähernd Rechnung trägt. Aber das darf sie auch nicht.

Wir im christlichen Abendland haben Jahrhunderte lang gehauen und gebrannt und gestochen – alles im Namen der Wiederherstellung der göttlichen Ordnung – und gebracht hat es wenig! Das Mehr an Schmerzenschreien brachte kein Weniger an krimineller Gewalt. Wäre

das der Fall, die blutige Rache der Gesellschaft wäre gerechtfertigt. Aber die Wirklichkeit sieht anders aus. Der große König Preußens Friedrich II. sagte einmal im Kontext eines Kriminalprozesses, in dem ein Schäfer aus religiösem Wahn heraus seinen Sohn erschlagen hatte und darüber zum Tode verurteilt wurde: „Galgen und Rad bessern solche Narren nicht. Man soll ihn in ein Irrenhaus geben und dort vernünftig und menschlich behandeln!“

Hier aber haben wir es nicht mit verblendeten Verfechtern einer Idee oder Fanatikern zu tun, sondern mit hemmungslosen Gewaltverbrechern und Raubmördern schlimmster Art. Nein, sie müssen eine harte, lebenslange gesellschaftliche Ächtung erfahren, sie müssen gebrandmarkt werden, man soll sie anspucken und ausschließen aus der menschlichen Gemeinschaft, aus der sie sich mit ihrem Verhalten selbst herauskatapultierten. Und diese Ächtung muß im Gedächtnis der Gesellschaft präsent und lebendig gehalten werden. Das wäre konsequent gehandelt.

Vielleicht sollte man aber auch ein besonderes Augenmerk auf die Eltern legen. Welch ein Brimborium betreiben Jugendämter und Gerichte, ehe sie denn einer Familie die Aufnahme eines Adoptivkindes gestatten! Und das mit Recht! Welche Anforderungen werden an Führerscheinaspiranten oder zukünftige Mediziner bei deren Staatsexamina gestellt!

Doch das Kinder-in-die-Welt-setzen und das Aufziehen derselben werden als ein unveräußerliches Grundrecht betrachtet, egal welche Grundvoraussetzungen die zukünftigen Eltern für diesen verantwortungsvollsten Job überhaupt mitbringen; ein Tabu selbst, davon überhaupt zu reden oder dieses Grundrecht zur Disposition zu stellen. Böse dräut am Horizont der zugegebenermaßen verbrecherische nationalsozialistische Lebensborn. Doch darum geht es nicht. Es geht um die Hypothek, die man Kindern aus retardierter und asozialer Herkunft generell aufbürdet, noch bevor sie überhaupt geboren sind. Darüber aus ethisch-formalen Gesichtspunkten hinwegzusehen, ändert weder etwas an der Tatsächlichkeit des Problems noch an den Folgen sowohl für das Kind und damit den späteren Erwachsenen, noch für die Gesellschaft, die im Allgemeinen an diesen Folgen nachhaltig zu tragen hat.

Es geht darum, daß vierzehnjährige Mütter kaum lesen und schreiben können, nur eben das Kindermachen, das beherrschen sie perfekt. Und belasten naturgemäß andere mit der schwierigsten Aufgabe, die sich einem Menschen stellen kann – der ordentlichen Erziehung und Heranbildung des Nachwuchses. Welche ethischen Werte könnten Eltern ihrem Kind vermitteln, wenn sie selbst über keinerlei Wertvorstellungen verfügen? Welche Geborgenheit können sie einem Heranwachsenden mitgeben, wenn sie selbst von diesem Begriff keine Ahnung haben? Welche Möglichkeiten können sie einem Kind bieten, wenn sie nicht in der Lage sind, den familiären Lebensunterhalt aus eigener Kraft zu bestreiten? Welche Richtung können sie dem Nachwuchs weisen, wenn sie selbst nur über ein labiles und orientierungsloses Naturell verfügen.

Wir wissen auch nicht, wie man eine solche Frage zweckmäßig angeht. Wir wollen keine Selektion, noch die Benachteiligung geistig oder sozial minderbegabter Persönlichkeiten. Auch diese haben selbstredend ein Recht und ein Grundanspruch auf familiäres Glück. Was wir wollen, ist, daß sich die Gesellschaft unbedingt über ihre Eigenverantwortung im Klaren wird, die ihr aus der Heranbildung ihrer jüngsten Mitglieder erwächst. Das Nachdenken über Restriktionen gegenüber therapieresistenten Asozialen und Verwahrlosten muß gestattet sein, ohne daß man dafür faschistisiert wird. Versäumt man diese Diskussion, respektive die Umsetzung daraus folgender, notwendiger Konsequenzen, dann wird die gesellschaftliche Entwicklung von sich heraus eine weitaus unbarmherzigere Rechnung aufmachen,

wenn die Politik zugegebenermaßen wohlmeinende, aber nicht tragfähige Überlegungen zu Ethik und Menschenwürde mit Gewalt aufrechterhalten will. Denn mit der zunehmenden materiellen und geistigen Verarmung der deutschen Nation und des damit verbundenen Zusammenschmelzens des Ärars werden die Verteilungskämpfe zunehmen und irgendwann von selbst und mit brachialer Gewalt dergleichen wohlmeinende ethische Konzepte hinwegspülen. Was dann kommt, ist realer Faschismus – wir hatten das schon einmal.

Und wir haben es in Ansätzen wieder. Denken wir an den brennenden Stadtstreicher von Beeskow! Denken wir an den zu Tode gefolterten Jungen Marius aus dem mecklenburgischen Polzin! Ich sage es noch einmal: Geistig und seelisch verwahrloste Jugendliche stecken einen Menschen an, weil dieser im Endeffekt das Pech hat, keine Bleibe mehr zu besitzen. Diese Jugendlichen haben sich selbst aus der Gesellschaft zivilisierter Menschen ausgeschlossen – und zwar für immer. Es darf kein Zurück geben für Menschen, die gleich aus welchem Grunde einen Artgenossen oder eine andere Kreatur Gottes zu verbrennen trachten. Es darf kein Pardon geben für Menschen, die ihr eigenes krankes Ich vor die Belange und die Grundwerte der Gesellschaft stellen.

Die Gesellschaft, das Elternhaus, die Schule hätte diesen Ganoven während ihres Heranwachsens die Möglichkeit versagt, sich zu bilden oder ethisch zu vervollkommen? Das ist der größte Blödsinn schlechthin. Eine Informationsgesellschaft bietet jedwede Entwicklungsmöglichkeit an. Wenn davon aber aus Ignoranz, Dummheit, Ablehnung und blöder Langeweile kein Gebrauch gemacht wird, so ist dafür das Individuum im vollen Umfang verantwortlich – und niemand sonst!!! Man muß ihnen ja auch nicht das Essen oder ihre Schnapspullen zum Munde führen oder unterstützend zur Seite stehen, wenn sie ihre jungen und oftmals strohdoofen Gaken bespringen. Sie tun es aus Eigeninteresse und aus freier Entscheidung und zeigen damit an, daß sie sehr wohl in der Lage sind, Dinge zu beherrschen und auszuführen, sofern sie diesen ihr Interesse zugewandt haben. Wohin und in welche Richtung sie aber ein solches Interesse lenken, das bleibt allein der freien und eigenen Entscheidung überlassen.

Wer zwingt diese Halunken, des Nachts auf dem Marktplatz herumzulungern, mit der Ausrede, es gäbe keinen Jugendklub, keine Diskothek, in der sie überdacht ihre Zeit totzuschlagen vermöchten? Ist die Gesellschaft gar verpflichtet, diese nichtsnutzigen Schmarotzer auch noch zu unterhalten und zu belustigen? Warum bilden sie sich nicht, auf daß wir beispielsweise keinen Computernachwuchs mehr aus Indien importieren müssen? Warum gehen sie nicht anderen sinnvollen Tätigkeiten nach, engagieren sich bei der Freiwilligen Feuerwehr, im Sportverein oder bei der Reinhaltung des Stadtparks, anstatt ihn mit ihrem Unrat zu verschandeln? Perspektivlos sind sie ob der hohen Arbeitslosigkeit? Mir kommen die Tränen! Wer außer dieser Canaille ist denn für die Schaffung von Perspektiven responsibel? Wer hat diese Jungverbrecher so verzogen, daß sie es frech wagen, nicht von eigener Hand erarbeitete Ansprüche zu stellen?

Aber ich höre schon das Volk der um jedes Verständnis bemühten Psychologen jammern: Diese Jugendlichen haben altersadäquat das Bedürfnis, sich gesellschaftsnonkonformistisch zu produzieren und zu positionieren. Bitte schön! Solange niemand anders dabei zu Schaden kommt. Aber kriminelle Entäußerungen verdienen keine Nachsicht, keine Toleranz! Es wurde von Gesellschaft, Schule und Elternhaus oftmals versäumt, dieses Pack konsequent in die Schranken zu weisen und deren asoziales Verhalten nachhaltig restriktiv zu beantworten. Und darin besteht die absolute und unleugbare Mitverantwortung dieser drei Institutionen. Bringen wir es auf den Punkt: Es gilt sich zu entscheiden zwischen Motoren

und Ausbremsern von eigenen Gnaden. Vor dieser Art von Ausbremsern gilt es die Gesellschaft dauerhaft zu schützen. Eine nachwachsende Population dieser Parasiten aber muß schon im Vorfeld durch geeignete Maßnahmen eingedämmt werden. Und geeignete Maßnahmen sind schon im zarten Jugendalter anzusetzen. Das Gewäch der antiautoritären 68er Generation muß ein Ende haben! Schluß mit der hemmungslosen und freien Entfaltung der eigenen Persönlichkeit zu Lasten der Mitmenschen! Die Prinzipien, die die Gesellschaft zusammenhalten, müssen vermittelt werden.

Wer sich diesem Wissen öffnet – gut! Wer sich ihm verschließt – auch gut! Aber die Konsequenzen, die müssen, ebenfalls im Vornherein in Aussicht gestellt, ohne Wenn und Aber umgesetzt werden. Die Amerikaner machen es vor. Und das Argument, sie würden ihrer Kriminalität auch nicht Herr werden, sticht nicht. Es mag der Königsweg nicht sein – ein besserer als dieser lauwarmer Säusel- und Zickzackkurs, den die hiesige Justiz zur verhöhrenden Last der Opfer fährt, ist es allemal.

Geeignete Maßnahmen müssen bei der potentiellen Elterngeneration angesetzt werden. Wer sich als Individuum signifikant gegen gesellschaftlich verbindliche Normen vergeht, dem muß die Reproduktion sauer gemacht werden. Das alles erfordert natürlich ein radikales Umdenken und nachfolgend einen ebenso radikalen Umbau des gesellschaftsphilosophischen Gedankengebäudes. Das mag manchem aus den verschiedensten Gründen als undurchführbar erscheinen. Ich aber sage, dieser Prozeß wird stattfinden – und entweder er verselbständigt sich unkontrolliert, oder aber man setzt sich beizeiten mit ihm auseinander und sucht ihn nach Kräften zu steuern und zu kanalisieren.

Denn der Biedermann von heute, der sich noch immer im humanistischen Erbe seiner Nation suhlt, wird eventuell schon morgen statt des Beeskower Stadstreichers das nächste Opfer. Spätestens dann werden wir erleben, wie hauchdünn die zivilisatorische Schicht über dem Archencephalon des Nackten Affen liegt.

Dann wird es weitaus schwerer, wenn nicht gar unmöglich, dem sich bahnbrechenden Wahnsinn Einhalt zu gebieten. Muß ich Hadamars, Sonnensteins und Brandenburgs Erwähnung tun? Ein Konsens zugunsten der gesellschaftlichen Toleranz mit solchen Verbrechern ist eine Art Versailler Vertrag mit dem eigenen Volk, der eine einzige gigantische Hypothek auf die Zukunft darstellt. Davor kann man nicht laut genug warnen! Die Alternativen?

Erstens: Es gab und gibt Gesellschaften und Völker, denen solche Auswüchse unbekannt sind. Ohne an dieser Stelle die sinnlose Forderung zu erheben, deren Lebensweise oder historisch gewachsenen Wertvorstellungen eins zu eins zu kopieren, so sollten deren Ansichten zumindest zur Kenntnis genommen, überdacht und auf ihre teilweise Kompatibilität überprüft werden.

Zweitens: Zum Teufel mit dem allseits beliebten Anspruchsdenken. Anspruch hat ein jeder Schaffensfähige nur auf die Früchte der eigenen Leistung bzw. seines Beitrages zum Gemeinwohl. Behinderte haben darüber hinaus Anspruch auf die Fürsorge und Unterstützung der Gesellschaft. Dahinter aber gibt es kein: „Es steht mir zu!“

Drittens: Kinder in die Welt zu setzen und aufzuziehen, darf nicht länger ein Grundrecht aller – es muß ein Vorrecht ethisch gefestigter Persönlichkeiten sein! Und als solches vom ganzen Volk begriffen und akzeptiert werden. Denn ich für meinen Teil sehe lieber einen biederen Mann auf der Parkbank sitzen, als einen brennenden.

Die Bild-Zeitung und die Rechtschreibreform

K. K. Bajun

Wenn dich der Feind lobt, dann hast du 'was verkehrt gemacht, sagt eine alte Weisheit. Hat uns der Feind gelobt? Nein, soweit sind wir noch nicht. Aber die Ritterlichkeit gebietet dieses Mal uns, dem Gegner die Achtung nicht zu versagen: denn er hat sich ehrenwert verhalten. Aus dem Rundfunk erreicht uns die Nachricht, daß der Axel-Springer-Konzern und mit ihm auch das konzernneigene Blatt „Bild“ sowie das große deutsche Nachrichtenmagazin „Spiegel“ zur bewährten Rechtschreibung zurückkehren. Das sind Paukenschläge und wir begrüßen sie. Ob es uns nun paßt oder nicht – diese Medien erreichen einen großen Teil der deutschen Leserschaft und wirken insofern im breitesten Maße edukativ.

Die sogenannte Rechtschreibreform wurde von uns immer als Beitrag zur Sprachverhöhnung und als Konzession an die Lernunwilligen und Faulen unter der deutschen Jugend betrachtet. Sie war keineswegs eine Anpassung an moderne Sprachgewohnheiten und die dynamisch Veränderung der Sprache. Sie war ein weiterer Schritt zur Verflachung derselben.

Meckerten wir aus einer konservativen, veränderungsunwilligen Ecke heraus? Wir, die wir ja gut lachen hatten, sind wir doch mit der bewährten Rechtschreibung groß geworden! Und - die wir uns demonstrativ weigerten, den Photographen eine „Fotografie“ anfertigen zu lassen und lieber zum Fernsprecher griffen als zu „telefonieren“ – wir waren doch immerhin auch Enkel einer Rechtschreibreform: nämlich der amtlich verordneten von 1901. Auf einmal wurde der Vereinfachung Tür und Tor geöffnet – ja, ja – Sie lesen richtig, Thüren und Thore gab es fortan nicht mehr und nur der Kaiser behielt sich seinen Thron vor und verbat sich auch fürderhin, auf einen „Tron“ gesetzt zu werden.

Doch die Tendenz hielt an. Die Leute wurden zu faul, sich mit Orthographie und Grammatik zu befassen. Deshalb wurde dieser Trampelpfad in die Rechtschreibung gehauen. Das Gerede von einer Angleichung aller deutschsprachigen Rechtschreibungen über das deutsche Staatsgebiet hinaus ist dummes Zeug. Da hätten die englischen Muttersprachler in aller Welt – die Amerikaner eingeschlossen, aber viel zu tun!

Und das es immer wieder Leute gibt, die sich zwar gern klangvoller Vokabeln aus dem fremdsprachigen Ausland bedienen, ohne im mindesten zu wissen, wie diese korrekt geschrieben werden – diese Erfahrung durften wir in Preußen schon seit der Zuwanderung der Hugenotten und Exilfranzosen machen. Ja, wie war das doch mit dem Portemonnaie, daß von der Friseurin auf dem Chaiselongue abgelegt wurde, weil sie die Gazette mit dem für den Maitre so interessanten Feuilleton vom Postillon entgegennahm? Der Maitre Coiffeur konnte es ja nicht tun, den er war gerade im Comptoir, oder sollten wir sagen: im Bureau beschäftigt?

Lassen wir ihn dort noch eine Weile, denn schlägt er die Zeitung auf, so erfährt der Haarkünstler nur mehr die traurige Wahrheit, daß er hinfort ein Friseur, seine Gehilfin aber eine Friseurin ist. Sein Büro würde widerhallen von seinem Stöhnen, denn er wüßte, an der Simplifizierung der anderen französischen Leihwörter wird noch gewerkelt.

Die Zeit der französischen Sprachmode aber ist vorüber. Gott sei's geklagt. Denn von den fränkischen Vettern hätten wir noch viel lernen können. Beispielsweise, wie eine französische Akademie, bestehend aus Dichtern und Feingeistern über die Reinheit der Sprache und des Schriftbildes wacht und

nicht zuläßt, daß die Franzosen um ihr vielgestaltiges „o“ geprellt werden. Ja sicher: Schreiben Sie doch mal einen Brief nach „Bordo“ (Bordeaux). Da nutzt das auch nichts mehr, daß Sie ihn vorher in „O de Kolondsch“ (Eau de Cologne) getaucht haben. Das schlägt auf Sie zurück, mit der berechenbaren Wucht eines „Foco’schen“ (Foucaultschen) Pendels.

Und es wird Sie vielleicht bis auf die Inseln Albions rüberhauen, wo die Engländer seit der Römerzeit ihr eigenwilliges Schriftbild behaupten. Meinen Sie, die täten tumben deutschen Schülern den Gefallen, es zu vereinfachen, nur damit die englische Sprache, die ja immerhin eine Weltsprache ist, leichter erlernt werden kann? Zumal die Britannier wohl wissen, wie sehr sich Deutsche nach dem letzten Kriege um die Einführung möglichst vieler Anglizismen bemüht haben. In einem Wolfsrudel hätte es genügt, die Rute zwischen die Beine zu klemmen, die Ohren anzulegen und den Hals zu zeigen – der Deutsche Michel hat diese Gesten halt sublimiert...

Zurück aber ins orientierungslose und verunsicherte Deutschland. Angleichung der deutschen Schreibweisen ist also gefordert. Gut! Soll so sein! Lobenswert! Aber, da Deutschland nun mal das Mutterland der deutschen Sprache ist, und mit seiner Masse von etwa achtzig Millionen Menschen hauptsächlich den Gebrauch dieser Sprache repräsentiert, so mögen sich Österreicher und Schweizer, sowie Exildeutsche an die Regeln im Mutterland anpassen, so ihnen danach ist – und nicht umgekehrt! Oder sollen die etwas besseren deutschen Schüler demnächst auf das Abitur verzichten und statt dessen auch eine Matura absolvieren?

Das ist kein Zeichen von deutscher Großmannssucht – es ist eine einfache Milchmädchenrechnung. Wenn aber Deutschland sich (angeblich) den internationalen Formen zu beugen wünscht, werten wir dies als weiteres Symptom der völlig manisch-depressiven Nationalseele. Letztere trachtet periodisch danach, den Rest der Welt am deutschen Wesen genesen zu lassen und nicht eher Ruhe zu geben, als bis der Kuli in Schanghai und der Bantu-Neger in Afrika einem deutschen Kegelveerein beigetreten sind. Und wenn sie das nicht wollen, dann wird schon mal mit einem kleinen Weltkrieg nachgeholfen. Ist der vorüber, und das Reich hat wieder mal kräftig aufs Maul bekommen, dann kommt die multikulturelle Demutswelle, infolgeder sich jetzt alles fremdländischen Kulturen anzudienen hat.

Und da wir gerade bei der Anbieterei sind – die Russen sind ja nun als potentieller Enddarm für einen nicht unwesentlichen Teil der deutschen Bevölkerung weggefallen. Schade eigentlich! Denn bis auf ihre patriotisch durchsetzten Filme standen die Russen wenigstens für einen Hang zur Kultur. Dabei haben sie Beachtliches, ja Staunenswertes geleistet. Leider kann man ähnliches von den Amerikanern nicht so pauschal behaupten, (deren unter anderem cineastische Ergüsse im allgemeinen alles unterbieten, was Moskaus Studios an Blödsinn eingefallen ist). Also rudert die deutsche Volksseele jetzt mit Macht in Richtung Amerika, um begierig jede Tollheit aufzusaugen, die von dort exkrementiert wird.

Die seit dieser Zeit wie Unkraut in der deutschen Sprachlandschaft wuchernden Idiome und Satzungetüme verraten auf den ersten Blick ihre unselige Abstammung. Das macht uns alles keinen Spaß mehr, oder sollten wir sagen: Wir haben daran keinen Spaß! (We have no fun!)? Nein, das ist nicht die Sprache, in der wir uns zu Hause fühlen. Das ist würdelose Arschkriecherei! In unseren vorangegangenen Artikeln, die sich mit der Sprache befaßten, wiesen wir mehrmals darauf hin, daß gerade die deutsche Sprache einem gewaltigen Orgelwerk zu vergleichen ist, mit Pedalen und Manualen, Registern und allen möglichen Tonschattierungen. Die „Rechtschreibreform“ war nichts anderes, als ein Zugeständnis an die lernfaulen Schüler und Erwachsenen, denen die Entlarvung ihres

Unvermögens gerade noch in einem gewissen Maße peinlich war. Man schaltete einen großen Teil der Register dieser feingestimmten Riesenorgel einfach ab. Spielt doch sowieso keiner mehr drauf! Schaut doch dem Volk aufs Maul, wie die meisten schon heutigen Tages bei Gesprächen untereinander in stammelnde und unmögliche Artikulationsversuche verfallen, sobald sie Konversation zu treiben beabsichtigen! Sie können es nicht mehr – und sie wollen es nicht mehr können. Sie haben die Zeit nicht mehr, sich mit einem ordentlichen Gebrauch der Sprache zu befassen. Nicht einmal dann, wenn sie ihrer Lieblingsbeschäftigung – dem Grillen und Faulenzen – nachhängen.

Der schriftliche Sprachgebrauch muß sich dieser unheilvollen Tendenz anschließen, denn wer zu blöde ist, ordentlich zu sprechen, der hat auch ein Gottverliehenes Anrecht darauf, zum Schreiben zu blöde zu sein. Die weltliche Bestätigung dieses Rechtes war ebenjene „Rechtschreibreform“. Nur diesmal schien die Kultusministerkonferenz die Rechnung ohne den Wirt gemacht zu haben. Dem Volke schien die Andienerei von oben diesmal doch etwas des Guten zuviel: Die Akzeptanz weiter Kreise der deutschen Gesamtbevölkerung, sowie führender Schriftsteller des Landes war erschreckend gering. Die Politiker, die diese Reform durchgepeitscht haben, fürchten beim Zurückrudern einen Gesichtsverlust und meiden daher ein vielstimmig gefordertes Plebiszit wie der Teufel das Weihwasser.

„Bild“ und „Spiegel“ aber haben die entsprechenden Konsequenzen gezogen: Lustig schmettert das Horn der schweren Kavallerie zum Angriff auf die Arroganz von „oben“. Hurra! Dieser mutige Schritt ist unserer Ansicht nach eindeutig auf der Haben-Seite beider Gazetten zu verbuchen. Ehre, wem Ehre gebührt!

Die Firma Olympus und das „μ“

Jean-Francois S. Lemarcou

Olympus hat gewonnen! Die renommierte Firma, die sich unter anderem mit dem Bau hochwertiger Digitalkameras befaßt, hat ein Werbeplakat entworfen, das die Blicke auf sich zieht. Und das ist ja schließlich die Aufgabe von Werbeplakaten. Dieses hier wirbt für eine Kamera, zu deren Namen sich der griechische Buschstabe „μ“ gesellt hat. Nun gehen die Werbedesigner ganz richtig davon aus, daß ein Großteil der Bevölkerung über soviel Bildung verfügt wie ein grasendes Rind auf der Weide. Also wird nach Art eines Wörterbuches der Lautwert des Buchstaben in internationaler Lautschrift erklärt. Und das liest sich dann so: [mju]

Fällt Ihnen etwas auf? Die modernen Olympier, die ihren Namen von dem Berge des klassischen Attikas schlechthin bezogen haben – sie geben uns den Klagelaut einer englischen Katze wieder! Bravo! Und wir wissen, die englische Katze klagt nicht grundlos. Denn, was sich hier abspielt, das ist ein Trauerspiel. Dieser zwölfte Buchstabe im griechischen Alphabet, dieses „μ“ wurde schon als [my] ausgesprochen, als sich auf den britannischen Inseln noch Briten und Pikten auf keltisch verständigen und selbst die römische Besatzung noch in ferner Zukunft lag. Ja Rom selbst war noch ein gottvergessenes Dorf am Tiber, ein Nichts für alle Etrusker und Italer. Eine englische Zunge aus dem Stamm des germanischen Sprachverbandes mit einem gewaltigen romanischen Einfluß war daher zur Zeit der klassisch-hellenischen Blüte eine trans-alpine Utopie von weitaus größeren Dimensionen, als für unsere Gegenwart das Raumschiff Enterprise. Aber nun, nach dem letzten vom deutschen Volke gründlich verlorenen Kriege,

ist es absolut zwanghaft geworden, dem ehemaligen siegreichen Gegner den Speichel zu lecken. Wir sind in Deutschland halt, nicht im Irak... Die Nazis waren ein Trauma und die Amerikaner waren peripher an der Befreiung von diesen Höllenhunden beteiligt. Aber ein Höllenhund – das war Saddam Hussein auch! Ebenfalls ein notorischer Massenmörder und Menschenvernichter. Und doch bewahren sich die Mesopotamier eine ihnen eigene Würde. Nicht so wir. Natürlich ist uns diese Anbiederei, wenn wir schon wählen müssten, lieber als der mörderische Wahnsinn, der sich im Zweistromland unter der Rigide der „Befreier“ abspielt. Das Zukreuzekriechen ist allemal unblutiger. Dennoch, irgendwann angesichts des eigenen Spiegelbildes am Erbrochenen zu ersticken, das ist auch nicht so lustig!!! Gott sei Dank sind die Deutschen in der Masse zu stumpfsinnig, sich dieses Defizits einer eigenen, normalen Identität bewußt zu werden oder gar darunter zu leiden.

Und jetzt schießt Olympus den Vogel ab! Ein kerngriechischer Buchstabe muß nun englisch ausgesprochen werden, obwohl er im lateinischen Alphabet nichts, aber auch gar nichts verloren hat. Das nennen wir die Arschkriecherei sublimieren! Das heißt ein Prosit auf Unbildung und Dummheit ausbringen. Und das von einem Unternehmen, dessen Namenspate der griechische Sitz der Götter ist. Vater Zeus und alle Erinnyen - laßt es krachen!

Olympus hat verloren! Nicht viel. Gott bewahre! Nur uns. Als Kunden nämlich. So gut das Produkt sein mag – sogar unsere Rechner kennen es und halten die entsprechenden Treiber problemlos vor – wir wollen es nicht mit anenzephalischen Landsleuten teilen, die blöde genug sind, sich von einer solchen Werbung zum Kauf verleiten zu lassen. Und wir wollen ein Gerät kaufen, das aus den Händen rundum gebildeter Leute stammt, oder zumindest von solchen, die ihre Bildung nicht zugunsten kriecherischer Werbemoden verleugnen. Denn das halten wir für unseriös! Wer uns etwas verkaufen will, der möge uns in sauberem Deutsch, Russisch, Französisch, Englisch, Latein oder Spanisch erklären, was sein Gerät kann und leistet. Aber er möge sich für eine dieser Sprachen entscheiden und kein babylonisches Kauderwelsch brabbeln. Wer sich nicht klar in einer Sprache auszudrücken versteht und dieses Manko mit Firlefanz und Spinnereien auszugleichen sucht, der will etwas verschleiern und statt ehrlicher Anpreisung mit Mummenschanz und Effekthascherei sein Geld machen. Solchen Leuten aber trauen wir nicht über den Weg! Und mit was?

Mit Recht!

Die Geiselnahme von Beslan

K. K. Bajun

Zwischen Schwarzem Meer und Kaspisee türmt sich ein gewaltiges Hochgebirge - der Kaukasus. Von enormen tektonischen Kräften aufgetürmt, bildet er einen Teil der Grenze zwischen Europa und Asien. Doch diese Erdkräfte sind nicht die einzigen, die diese Gegend seit Jahrhunderten erschüttern. Wir wissen schon aus der antiken Sage von den Argonauten um die ständigen Konfrontationen des Abendlandes mit den Völkern des Ostens. Diese Konflikte sind seither nicht zur Ruhe gekommen. Mir, dem Manne Bajun nun hat die Redaktion den Auftrag erteilt, mich namens des „Preußischen Landboten“ zu der mit dem Verstand kaum zu fassenden Tragödie zu äußern, die vor einigen Tagen das Städtchen Beslan heimgesucht hat. Mir, dem Manne der Kultur, der Bücher, der Kunst.

Warum? Weil mir eine russische Seele innewohnt? Diese Seele blutet angesichts des Entsetzlichen, was sich vor den Augen der Welt in der Schule einer kaukasischen Kleinstadt abspielte. Wie sich einem solchen Geschehen nähern? Dieser Tage kommt ein Film in die deutschen Kinos, in dem die letzten Tage des GröFaZ Adolf Hitler nachgestellt werden. Bruno Ganz mimt den Dämon der Deutschen und nur dem Genie des Trägers des Iffland-Ringes ist es vorbehalten, diesem Unhold ein menschliches Antlitz zu geben.

Ein Jahrzehnte altes Tabu wurde gebrochen - das ecce homo wurde über den gesprochen, den man gerne für eine außerirdische böse Macht gehalten hätte: Seht her! Dieser war kein Teufel, kein Dämon - er war ein Mensch, ein Nackter Affe, wie der Kollege Schriftleiter nach Morris zu klassifizieren pflegt. Er war im Grunde genommen einer wie ihr - und wenn sich euch das Nackenfell sträubt! Schaut hin und erkennt! Versteht! Begreift! GNOTHI SEAUTON! Denn nur so hat man überhaupt eine Chance, dem Bösen an der Wurzel zu wehren.

Das dünkt mich der einzige Weg, einen mentalen Zugang zu dem zu finden, was sich an Unbegreifbarem abgespielt hat. Wir rekapitulieren: In den ersten Spätsommertagen des Jahres 2004 dringt eine Gruppe tschetschenischer Terroristen in ein Schulgebäude der Stadt Beslan ein und nimmt etwa tausend Schulkinder und ihre Lehrer zu Geiseln.

Mit dem Leben dieser Menschen wollen sie erpressen, daß sich die Russische Armee und Verwaltung aus Tschetschenien zurückziehen. Zwei Tage lang verweigert man den Gefangenen das Notdürftigste, der Direktor, ein kranker Mann, stirbt, weil er keine Medikamente bekommt.

Dann gelingt einer kleinen Gruppe die Flucht aus dem verminten Gelände, die Terroristen schießen hinterher, die russischen bewaffneten Kräfte erwidern das Feuer - es kommt zu einem schauerlichen Gemetzel. Über dreihundert Tote. Jede dritte Geisel verläßt den Ort des Grauens nicht mehr lebendig. Und von denen, die überlebten, werden sich noch manche bis ans Lebensende wünschen, daß auch ihnen ein schneller Tod teilhaftig geworden wäre, statt eines lebenslangen Albtraums.

Warum tun Menschen so etwas? Das ist die Kernfrage. Und wie konnten sie zu einer solch völlig neuen Qualität des Schreckens gelangen? Denn hier haben Terroristen das Ultimative ausgelotet, das, wovor zivilisierte Menschen bis in den Grund ihrer Seele zurückschrecken: tödliche Gewalt gegen Kinder! Mehr geht nicht!

Ist es schon für einen normalen Menschen nicht leicht, seinen Nächsten zu verletzen, so findet sich doch bei den allermeisten unserer Gattung eine angeborene Scheu, sich an Kindern zu vergreifen. Vereinzelt wird auch in unserer Gesellschaft dieses absolute und notwendige Tabu von perversen Einzeltätern und Kriminellen durchbrochen. Doch dienen diese Verbrechen in aller Regel nur der Befriedigung eigener Triebe, sieht man mal von den Schulamokläufen in Amerika und Erfurt ab.

Doch gerade diese letzten beiden Beispiele zeigen uns mit aller Deutlichkeit, worauf es die Terroristen mit größter Sicherheit angelegt haben: Sie wollten Weltöffentlichkeit! Sie wollten bis in den letzten Kral, die letzte Jurte, das letzte Iglu hinein gesehen und gehört werden. Sie wollten unmißverständlich zum Ausdruck bringen: „Wir meinen es todernst mit unseren Forderungen, und wie ernst uns die Sache ist, seht ihr daran, daß wir nicht mal vor dem Unberührbaren Halt machen.“ Es könnte auch lauten: „Wir sind so verzweifelt, daß wir selbst vor dem Massenmord an Kindern nicht zurückschrecken!“ Doch wenn das so ist, dann stellen sich die Terroristen als Teil einer amoklaufenden Gruppe Menschen dar. Denn

es muß ihnen klar sein, daß sie sich den Haß der Welt zuziehen und sie sich jedes Verständnisses und jeder Unterstützung auf lange Zeit berauben. So kann man kein politisches Ziel durchsetzen. So nicht! Kindermörder sind und bleiben der letzte Dreck! Wollen Sie das sein? Sind diese Leute, die angeblich um die Freiheit ihres Volkes kämpfen, Masochisten, denen schon alles egal ist? Drückt sie der russische Stiefel so schwer im Genick, daß sie nicht mehr anders können? Was wollen sie denn überhaupt eintauschen? Den Stiefel des russischen Bären gegen die Stiefel ihrer Warlords? Ist das ihre Freiheit?

Nein, die Sache stellt sich ganz anders dar! Wer den Kaukasus kontrolliert, der hat den Zugriff auf die kaspischen Ölfelder, das nördliche Einfallstor zum Zweistromland und damit zu den Küsten des indischen Ozeans. Wir ahnen schon, worauf das hinaus läuft: Macht, Einfluß, Geld! Dafür müssen Kinder und ihre Eltern schon seit jeher sterben.

Nicht die Freiheit des tschetschenischen Volkes ist gemeint, sondern die Kontrolle weniger Islamisten über die Ressourcen des Landes, die man mit den Russen nicht mehr zu teilen geneigt ist. Denn das Geld ist doch für sie bei der Al Quaida und im internationalen islamischen Kampf gegen den Schaitan aus Washington, Canberra, London, Madrid und Moskau weitaus besser angelegt, als bei den russischen Oligarchen. So denken sie. Und dafür wird eine Schule systematisch vermint.

Dafür müssen dreihundert Kinder sterben, ehe sie begriffen haben, was das Leben überhaupt bedeutet. Für die Raffgier einiger Weniger. Das mit dem Volk ist nur das uralte Getöse, damit man genug Handlanger und willfährige Exekutoren aus dem Volke für die Drecksarbeit gewinnt.

Und die Rechnung geht auf - immer und immer wieder. Immer und immer wieder finden sich in jeder Gesellschaft perverse Elemente, die - natürlich im Dienste einer „höheren Sache“ - den „Feind“ gleich welchen Alters und Geschlechtes vergasen, mit Napalm überschütten und anstecken, erschießen, pfählen, kreuzigen und verbrennen. Dien Bien Phu, New York, Hutu und Tutsi, Jugoslawien, Auschwitz und des Aufzählens ist kein Ende.

Und immer wieder die Frage: „Wer hat Schuld?“ Russen, Tschetschenen, Amerikaner, Hutu, Spanier, Israelis, Palästinenser, Christen, Muselmänner, Sikhs.? Was soll der Blödsinn? Selbst wenn es gelänge, diese Frage zweifelsfrei zu klären, was per se ein Ding der Unmöglichkeit ist - wem nützte es?

Was hilft es den Kindern von Beslan, auf irgendwen mit den Fingern zu zeigen und zu sagen: „Der da!“? Schuld sind einzig die Leute, die sich von einigen Irren aller Nationen dazu verleiten lassen, den Finger an den Abzug zu legen. Denn ohne diese ausführenden Elemente wären die Irren machtlos.

Man hat das in Deutschland nach dem Dritten Reich begriffen und den sogenannten „Befehlsnotstand“ aufgehoben. Es gibt in Fragen der grundlegenden Prinzipien der Menschlichkeit keinen Befehlsnotstand! Es gibt nur die eigene Perversion.

Das muß man den Kindern schon in der Schule und im Elternhaus klarmachen. Dann legt man den Sumpf dieser fürchterlichen Gewalt trocken. Gegen Scharfmacher, Aufhetzer, Warlords und ihre Gefolgschaft muß mit Härte bis in letzte Konsequenz reagiert werden.

Wer immer sich zu diesem blutigen Weg entschließt, der muß wissen, daß er sich unwiderruflich für die eigene Vernichtung entscheidet. Das wird den Wahnsinn nicht beenden, aber es wird ihn eindämmen. Fanatikern gleich welcher Couleur, gleich welchen Standes und in welcher Position muß

man mit fanatisch den Garaus machen. Hier ist der einzige Punkt, an dem Fanatismus, diese unseligste aller menschlichen Eigenschaften gerechtfertigt ist! Das muß an allen Fronten geschehen: an der Erziehungsfront, bei der Verbesserung der Lebensumstände des Einzelnen, bei der Beschneidung des ausufernden Prozesses, daß einige Wenige immer reicher, viele andere hingegen immer ärmer werden.

Und für die letzte Instanz gilt es eine Sturmtruppe bereitzuhalten, die den Verbrechern das zurückbringt, was sie gesät haben - nämlich Gewalt und Verderben. Georg Elser und auch die Männer um den Obristen Stauffenberg haben Gewalt ausgeübt, um Adolf Hitler umzubringen. Bis auf ein paar Schwachköpfe legitimieren wir heute diese Taten. Sie sind begangen worden, um ein weitaus größeres Verbrechen zu beenden.

Man unterscheide wohl! Die Amerikaner in Vietnam oder Chile, die Israelis in Palästina, die Russen in Tschetschenien benahmen sich oftmals in Gebieten, in denen ihre Anwesenheit mehr als fragwürdig war und ist, kaum wie Gentlemen.

Doch nichts und wieder nichts rechtfertigt es, Kinder und Unbeteiligte der anderen zu Geiseln zu nehmen und umzubringen, in die Luft zu sprengen oder zu verstümmeln, nur weil man sich der Streitmacht des Feindes unterlegen fühlt. Das hat Elser nicht getan und der Kreisauer Kreis auch nicht. Tyrannenmord und Geiselnahme sind zwei ganz verschiedene Dinge.

Ein letztes Wort noch zum Islam. Eilig versichern die Muftis, Ulemas und Ayatollahs der Gemeinden, die im Abendland um ihre Integration ringen, daß diese Verbrecher nichts mit dem Koran gemein haben. Da haben sie wohl recht. Nur gibt der Umstand zu denken, daß man wie gesagt diese Töne vornehmlich im Westen anschlägt. Der Orient hält sich diesbezüglich bedeckter. Opportunismus? Oder ehrliche Abscheu?

Vielleicht beides. Fakt ist, daß der Islam, der uns aus Cordoba und der Alhambra, aus dem alten Kairo und Damaskus entgegenleuchtete, mit diesen Assassinen nicht vereinbar ist. Eine gewaltige Kulturreligion wird von solchen Verbrechern diffamiert und diskreditiert. Der Islam ist eine Religion der Milde und der Güte, die in den Händen von Halunken zu einer Mord- und Totschlagspropaganda verkommt.

Aber ist uns Europäern das nicht bestens bekannt? Wurde nicht von abendländischen Kanzeln der Kreuzzug gepredigt? Wurde nicht unter der „Schirmherrschaft“ einer Religion der Liebe ein Dreißigjähriger Krieg vom Zaune gebrochen, der Deutschland noch weitaus mehr Leid zufügte?

Aus diesen Erfahrungen gilt es die richtigen Schlußfolgerungen zu ziehen und sie den um ein neues Selbstverständnis ringenden Völkern des Islam mitzuteilen. Das aber darf nicht von oben herab geschehen - denn dieses ist es ja gerade, was die internationalen Moslems bevorzugt gegen die Alte Welt in Harnisch bringt.

Und wir müssen den Worten Taten folgen lassen: Klugscheißen und gleichzeitig ungerührt mit der Ausbeutung, Schulmeisterung und Verbiegung, ja, der Pseudokolonisierung der Völker des Ostens und des Südens fortzufahren, brächte uns den völligen Verlust der Glaubwürdigkeit. Samuel P. Huntingtons „Kampf der Kulturen“ hat begonnen.

Diesen wahrscheinlich neu entstehenden Weltenbrand mit seinen Vorboten in New York, Madrid und Beslan gilt es im Keim zu ersticken. Denn dieser Krieg ist nicht zu gewinnen - für nichts und niemanden!

Die Rosenbergs und der ganz normale menschliche Wahnsinn

Scholcher M. Druckepennig

Am Abend des 13. September 2004 strahlte der Sender „Phönix“ der ARD eine Sendung über die beiden Atomspione Ethel und Julius Rosenberg aus, denen von einem Gericht der U.S.A. vorgeworfen wurde, das Geheimnis der Atombombe an die UdSSR verraten zu haben. Beide mußten im berühmten Zuchthaus Sing-Sing auf dem Elektrischen Stuhl sterben.

Was uns erschütterte, war der Abschlußkommentar eines Reporters, der sichtlich und sicher aufrichtig bewegt vom Sterben der Ethel Rosenberg berichtete. Sein Schlußsatz lautete: „Nach zwei weiteren Stromstößen traf Ethel Rosenberg ihren Gott, dem sie viel zu erklären haben wird.“

-Pause-

Lassen Sie diesen Satz auf sich einwirken! Lesen Sie ihn noch mal und wieder und noch einmal! Wenn Sie das begreifen, dann begreifen Sie die Misere der Menschheit von Anbeginn. Dieser Mensch, dieser Reporter glaubt, was er da sagt. Er glaubt es wirklich. So, wie es die, die auf der anderen Seite des Eisernen Vorhanges auch geglaubt haben - natürlich den Blödsinn, den sie selbst erzählten. Dieser Reporter maßt sich an, für Gott zu sprechen! Verstehen Sie? Dieses Häufchen Lehm und Dreck spricht für den Schöpfer von Himmel und Erde und degradiert diesen zu einer bestätigenden Instanz für den irdischen Richter. Und Gott, vor dem kein Ding unmöglich ist, Gott kann nicht anders, ER muß den Spruch eines amerikanischen Richters bestätigen. Davon ist der Reporter felsenfest überzeugt.

Gott als Popanz - die entglittene Schöpfung hat sich endgültig über IHN erhoben, dieser völlig benebelte Amerikaner schreibt dem HERRN das Urteil vor! Da war der Richter noch etwas zurückhaltender: Immerhin billigte er Gott die Option zu, die Rosenbergs vor SEINEM ewigen Thron zu begnadigen. Und immer sind da welche, die es ganz genau wissen und der Weisheit letzten Schluß für sich gepachtet haben - bis hin zum Verlöschen der Sterne. Und wenn die Anderen das nicht akzeptieren wollen, so offenbaren sich diese Schelme, Ungläubigen, Renegaten, Kommunisten, Imperialisten, Islamisten etc. als die Bösen und Gottefeinde und dann muß man eben schon mal mit dem Scheiterhaufen, Panzern oder am besten gleich mit der Atombombe nachhelfen. HERR, jetzt begreife ich die Sintflut!

Man mag über die Rosenbergs, die damalige Sowjetunion und Stalins Terrorregime denken, was man will. Doch eines steht außer Frage: Durch ihren Geheimnisverrat haben die Rosenbergs nicht, wie der infame Blutrichter in seiner Urteilsbegründung behauptet hat, Millionen von Menschen das Leben gekostet, sondern es eventuell für Milliarden, wenn nicht gar für die ganze Menschheit bewahrt. Denn sie halfen, das sogenannte Gleichgewicht des Schreckens zu etablieren, was auch die Hardliner der U.S.A. bis zum heutigen Tage davon abhielt, mit Waffengewalt gegen die verhassten Kommunisten und die anderen Feinde Amerikas vorzugehen.

Und das zu einer Zeit, als die irrwitzig gewordenen Vertreter einer „freiheitlichen Demokratie“, die niemals eine war, ohne zu Zögern bereit waren, von ihrem atomaren Vorsprung Gebrauch zu machen. Daß sie sich dabei mittels nuklearer Verseuchung und atomarem Winter selbst den Boden unter den Füßen weggezogen hätten, soweit reichte es bei den Hohlköpfen nicht, die noch in der zweiten Hälfte des Zwanzigsten Jahrhunderts in einigen Landesteilen der U.S.A. Darwins Lehre mit einem

strafrechtlichen Bann belegten und Neger, Hispanos und Indianer zu Menschen vierter Klasse deklarierten. In dieser einzigen Äußerung eines amerikanischen Reporters fokussiert sich scharf gebündelt wie in einem Laser die ganze Tragödie der Dummheit einer bornierten und abgedrehten Menschheit, die ihren enormen Hirnkasten ums Verrecken nicht benutzt, um Verständnis und Nachsicht für den Nächsten zu entwickeln.

Das Potential dieses Brägens muß ganz im Gegenteil dazu herhalten, Waffen zu ersinnen, mit denen man dem anderen das Maul stopfen und ihn selbst der eigenen Ansicht gefügig machen kann. Es muß dem Prinzip folgen: „Ich ertrage dich als Mitmenschen nur, wenn du für mich schufstest ohne zu murren, auf daß es mir meiner Erdentage gut ergehe. Amen!“

Und Gott hat mit dem Stärkeren zu sein!m Das ist kein Gott - das ist eine Ausrede! Das ist eine blasphemische Lumperei, ein pseudotheologisches Bubenstück! Als der Rabbi Joshua ben Mariam, auch als Jesus von Nazareth bekannt, von seinem Vater im Himmel sprach, da war vom Gegenteil die Rede, und: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. (Matth.25.40) Dieser Aussage zufolge hat das bigotte Amerika am 19. Juno 1951 den Herrn Jesus Christus im Zuchthaus Sing-Sing auf dem elektrischen Stuhl geröstet, bis der Tod eintrat.

Wie der Gott, auf den sich dieses Amerika auf jeder Dollarnote mit seinem „in god we trust“ beruft, darüber urteilen wird? Wir wissen es nicht! Wir wissen nur, daß fast auf den Tag genau ein halbes Jahrhundert später zwei Flugzeuge in die Türme des World Trade Center krachten, eines ins Pentagon und eines in den geheiligten amerikanischen Boden.

Sollte das etwa die legendäre Antwort des HERRN aus dem Wettersturm gewesen sein...? Denn, so steht es geschrieben: „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen!“ (Matth.26.52) Wer Gewalt sät, wird Gewalt ernten, immer und immer wieder. Man sollte dem Vater aller Dinge nur endlich einmal zuhören, statt ihm permanent seine Urteile vorschreiben zu wollen. Das wäre mal ein Anfang!

Die Tucholsky-Stiftung und der „Preußische Landbote“

Ein Drama in zwei Akten

(der 100. Artikel des Preußischen Landboten)

Don Miquela Barbagría

Als ich im Frühjahr des Jahres 2004 in der berliner Lübecker Straße weilte, im Stadtbezirk Moabit, um auf Geheiß des Padrones unseres kleinen Blattes einige Aufnahmen von Tucholskys Geburtshaus zu machen, da habe ich den „Schutzheiligen“ des Landboten um ein knappes, lausiges Jahrhundert verpaßt. Verflucht!

Hätte ich ihn nämlich angetroffen, so wäre mir wohl die einmalige Gelegenheit zuteil geworden, von ihm die Exklusiverlaubnis zu erwirken, aus seinen künftigen Werken nach Lust und Laune zitieren zu dürfen, ohne erst lange mit den eingetragenen Erben feilschen zu müssen. Damals, als er im Matrosenanzug um die Häuserblocks Moabits wetzte, wird er sich seiner

künftigen Berühmtheit wohl noch keineswegs bewußt gewesen sein. Es war die Zeit, bevor er seinen Kaiser auf einer Flöte pfeifen ließ. Aber was nicht ist, ist nicht. So ist das nun mal. Unterdessen ist Herr Tucholsky ein weltberühmter Schriftsteller geworden, was ihn auch nicht davor bewahrte, daß die Welt, die ihm heute zu Füßen liegt, ihn gestern seelenruhig im Schweden des 1935er Jahres dem persönlichen Bankrott entgegenrutschen lies. (Er war Ausländer im nordischen Königreich und selbiges scheute sich, den weitbekannteren Mann zu naturalisieren, was ihm wenigstens ein Quentchen wirtschaftlicher Sicherheit in Aussicht gestellt hätte. Danke, liebe Schweden! Was habt ihr seid König Täves Zeiten nicht alles getan, damit man respektvoll den Hut vor euch lüfte. Und hätte ich ein Glas Schwedentrunke zur Hand, ich würde es erheben auf euer ganz Persönliches!)

Von der Haltung der deutschen Nation einem ihrer brilliantesten Söhne gegenüber wollen wir besser zur Gänze schweigen. Etwas Schändlicheres läßt sich kaum denken. Aber jetzt, nach seinem Tode! Da ist alles ganz anders. Da hat man irgendwann entdeckt, daß man mit Tucholsky wieder Geld machen kann – richtig Geld! Der Meister ist in den Himmel aufgefahren wo er sitzt zur Rechten Siegfried Jacobsohns und sein irdisches Erbe wanderte flugs in einen großen Reliquienschrein, wo er von den Wallfahrern ehrfürchtig bestaunt werden kann – gegen Bares selbstredend! Schließlich befinden wir uns im christlichen Abendland und das hat eine Tradition von Wallfahrtsorten zu verteidigen.

Unser Pilgerziel heißt Tucholsky-Stiftung Hamburg. Wir wollen nämlich einen kurzen, klitzekleinen Text aus den Q-Tagebüchern abdrucken. Aber wir sind vorsichtig: Da hält doch ganz gewiß jemand seine Hand drauf. Schließlich sind wir immer noch in Deutschland. Und in Deutschland, da geht das nun mal alles nicht so einfach. Da hat immer irgendwer irgendwelche Rechte und gnade Gott, wenn man die verletzt. Weit gefehlt, wer da glaubt, Gartenzäune zögen sich nur um deutsche Schrebergärten...

Also fragen wir an. Zunächst einmal im Hause Meister Rowohlt. Die Leute dort sind uns freundlich gesonnen. „Das ist alles gar kein Problem. Wo erscheinen Sie? Nur im Internet? Ach herrje! Na dann, na so...da sind wir nicht..., da haben wir nicht..., da leite ich das mal an den Herrn Professor Raddatz von der Kurt-Tucholsky-Gesellschaft weiter. Der muß das entscheiden. Denn an solcher Art Publikation hält die KTG die Rechte. Aber ich sage Ihnen gleich, das wird gar nicht so einfach. Der Professor ist kein Freund von Internetveröffentlichungen.“

Und so war's dann auch. Wir erhielten von Herrn Professor Raddatz das folgende Anschreiben:

Sehr geehrter Herr Fjöllfross, sehr geehrter Herr Bajun,

Ihre Anfrage an den Rowohlt Verlag landet bei mir, weil das Urheberrecht an Tucholsky generell von der KURT TUCHOLSKY STIFTUNG wahrgenommen und verwaltet wird. Tatsächlich müßten Sie für die in Aussicht genommenen Zitate (die Sie mir bitte im einzelnen noch vorlegen möchten) unsere Genehmigung einholen und auch ein Honorarangebot machen. Gewiß haben wir nicht die Absicht, Ihnen - wie Sie schreiben - das Genick zu brechen, aber ganz ohne Honorar können nun einmal Tucholsky-Texte nicht publiziert werden, auch und gerade nicht im Internet.

Mit freundlichem Gruß

KURT TUCHOLSKY STIFTUNG

Prof. Dr. Fritz J. Raddatz

Na bitte! Wer sagt's denn? Kohle ist das Zauberwort. Wir haben keine. Und das schreiben wir retour:

Sehr geehrter Herr Professor!

Für die prompte Beantwortung unseres Gesuches stehen wir in Ihrer Schuld! Bitte fassen Sie unser resignierendes Schulterzucken nicht als kleinlichen Versuch auf, den Preis zu drücken. Wir können einfach nicht. Wir haben nichts. Unser Blatt erscheint lediglich ausschließlich im Internet, weil das die für uns einzig tragbare Publikationsplattform darstellt. Die Zahl des Lesens Kundiger nimmt täglich ab, das deutsche Bildungsniveau inflationiert erschreckend - wir hätten als Printmedium nicht die geringste Überlebenschance.

Unser geistiger Vater Dr.Tucholsky und dessen langjähriger Freund und Mentor Herr Jacobsohn hätten uns aus eigener Erfahrung verstanden - des' sind wir sicher! Hatte doch auch die Welt- respektive Schaubühne oftmals ähnlich schwer zu kämpfen. Wir (insbesondere ich) indes ermangeln vollständig einer vermögenden Herausbergsgattin oder Mäzenen aus dem Bankgewerbe.

Unser primäres Anliegen entnehme man unserem Zeitungskopf sowie den Zeilen unter unserem Impressum auf der Titelseite des „Preußischen Landboten“. Wir wollen die Erinnerung u.a. an die Herren Tucholsky, Jacobsohn und von Ossietzky mit unserer mehr als bescheidenen Arbeit aufrechterhalten, die sich Seite für Seite, Wort für Wort in unserem törichtem Idealismus gründet. Das bringt uns keinen Pfennig ein und wir wollen auch nichts daran verdienen! Keine Werbeeinlagen, kein Honorar - nur unsere Gesinnung! Und unser Wunsch, nach unseren Kräften zum gesellschaftlichen und politischen Leben dieses Landes beizutragen. Sonst nichts.

Kämpfen können wir - betteln nicht! Wir verstehen Ihren Standpunkt - aber wir können eben nicht. Weil wir arm sind. Daher bitten wir um Ihr Verständnis, wenn wir von unserem Vorhaben, ein originales Zitat unseres Meisters einstellen zu wollen, schweren Herzens Abstand nehmen und uns hinsichtlich unserer Leserschaft auf entsprechende Literaturverweise beschränken.

Ihre Rechte zu kränken sei uns ferne!

Wir verbleiben Sie freundlichst grüßend und Ihnen nichtsdestotrotz herzlich für Ihre Mühen dankend.

Ihr B. St. Fjöllfross, Chefredakteur

Kotofej K. Bajun, Ressortleiter Kunst und Literatur

Was wollen wir mit dem Landboten? Das, zu dem wir uns in seinem Zeitungskopf bekannten. Ein Erbe der Weltbühne wollen wir sein und das Gedächtnis an unseren geistigen Vater Dr.Kurt Tucholsky wachhalten. Wir geben zu, unser Weg ist nicht jedermanns Weg. Wir gehen keine ausgetretenen Pfade. Konformismus ist unsere Sache nicht. Wir nähern uns der Persönlichkeit Kurt Tucholskys auf unsere Weise und kriechen vor niemandem zu Kreuze. Und darauf sind wir stolz! In ihrer Vorstellung verfiert die KTG dasselbe Anliegen – die Verbreitung Tucholsky'schen Gedankengutes. Man kann sich im Sinne der gemeinsamen Sache dabei unterstützen oder man kann sich untereinander abkassieren. Letzteres aber dürfte nach unserem Verständnis weder im Geiste Tucholskys geschehen, noch halten wir es für sehr klug, eine Front zu zersplittern, die angesichts des

übermächtigen Feindes einer Geschlossenheit und engen Schulterschlusses aller Waffenbrüder bedarf, selbst, wenn derer einige nur in der Lage sind, eine Lanze zu schwingen, statt einen Panzer zu fahren. Doch wir, die wir ohne akademisches Renommee oder pralle Geldkatze einherkommen, haben in dieser Frage nun einmal nicht das letzte Wort. Schade eigentlich! Doch den anderen wollen wir es auch nicht lassen. Dazu sind wir nun mal zu rechthaberisch und zu eigensinnig.

Lassen wir es doch Herrn Tucholsky! Zitieren dürfen wir ihn nicht, nur nennen. (Noch nicht, denn am 22. Dezember 2005 sieht das alles ganz anders aus.) Daher verweisen wir abschließend auf einen Artikel, der den Gesellschaftern der KTG nicht unbekannt sein sollte. Mit ihm, mit seinem Artikel lassen wir den Rechtsanwalt Dr. Kurt Tucholsky für uns Partei ergreifen: „Ein einfacher Lehrer“, erschienen 1927!

Das Fahrrad und der Wehrmachtsbericht

B. St. Fjollfross

Es muß der 8. Juno 2004 gewesen sein, da strahlte das Fernsehen - ich glaube gar, es war ein öffentlich rechtlicher Sender - einen Beitrag aus, der an sich viel Lobenswertes zum Inhalt hatte. Es ging darum, angesichts der exorbitanten Ölpreise die Vorzüge des Drahteselffahrens wieder etwas zu beleuchten und den Leuten schmackhaft zu machen. Die westdeutsche Kleinstadt Bünde im Lande der Westfalen wurde als Beispiel benannt, wie sich eine fahrradfreundliche Kommune organisieren ließe. Und weiß Gott, in allem Ernste: Wir ziehen den Hut vor den rührigen Bündern. Duffte! Kann man nicht anders sagen!

Sogar die Krankenkassen machen mit. Schließlich profitieren sie ja von Beitragszahlern, die sich fit und gesund erhalten und für die eingezahlten Beiträge am Ende nicht so viel heraushaben wollen. In Berlin jedoch würden sie wahrscheinlich die Zähne fletschen: Bedeutet doch das Pedalretren in der Bundeshauptstadt immer eine Art Himmelfahrtskommando für den Einzelnen, was im Ernstfall für die Kassen teuer werden kann. Desgleichen wird der Bundesfinanzminister und sein Amtskollege Clement vom „Superministerium“ die Idee bestenfalls goutiert haben wie faulen Fisch und ranzige Butter: Denn, spräche sich die neue Mode herum und das deutsche Volk würde sein Straßenbild dem der Metropolen Peking oder Saigon angleichen - es stünden Milliardenverluste ins Haus. Die unermüdlich sprudelnde Quelle der Mineralölsteuer würde versiegen, oder zumindest zu einem Rinnsal schrumpfen. Man würde sie also, um diese Inzisierung wenigstens teilweise abzufangen, astronomisch erhöhen müssen. Gnade Gott den mit Öl beheizten Haushalten, den Spediteuren und den paar Hanseln, die zu guter Letzt auf ihr Automobil angewiesen sind. Und schon bald hätten die Straßen des Reiches wieder das Aussehen, das sich schon den Augen König Heinrichs und Albrechts des Bären bot. Na ja, das haben sie ja ohnehin bald - wird doch die Mineralölsteuer kaum noch in den Erhalt der Verkehrswege investiert. Aber wir wollen nicht abschweifen.

Was uns zuerst an dem Beitrag auffiel, war der optimistisch-freudestrahlende Ton, der die Dokumentation begleitete. Ein Feuerwehrmann - selbst begeisterter Radler - dreht Jahr um Jahr bei Wind und Wetter seine einsamen Runden von und zur Arbeit. Mit sanfter Unterstützung durch die Chinesen, die ja schließlich mit ihrer uferlosen Gier nach fossilen Energieträgern Schuld an dem hiesigen Preisdebakel an deutschen Tankstellen sind, klopft also der wackere Brandmeister seine Kollegen weich und überzeugt sie nach

und nach, den Hintern ebenfalls auf den Sattel zu schwingen. Wie sie so traut durch die Schlußeinstellung in die Ferne entradelten, man mochte für einen Augenblick an die letzte Szene eines Western denken. Sie erinnern sich: Der obligate Ritt des siegreichen Helden in den Sonnenuntergang. Wir aber dachten an die deutschtönende Wochenschau, die unseren Großeltern vor geraumer Zeit Endsieg um Endsieg verkündete. Ja, ja, ich weiß! Später nicht mehr so. Da fiel schon mal das euphemistische Wort von der Frontbegradigung - und jeder wußte: die siegreiche Wehrmacht war mal wieder Hals über Kopf vor dem mordenden Iwan geflohen. Das war nur ein strategischer Rückzug, versteht sich.

Damit die entmenschten bolschewistisch-asiatischen Horden völlig desorientiert in den von der Wehrmacht aus taktischen Überlegungen für kurze Zeit freigegebenen endlosen Weiten der Steppe ziellos und wirr herumtorkeln, während sich die Übermenschen in der Zwischenzeit sammeln, um dann der fortwährend zusammenbrechenden Roten Armee ein für alle mal das Genick zu brechen. Zwischendurch ein paar Blicke auf das lustige Soldatenleben an der begradigten Front: ein lachender und rauchender deutscher Soldat vor einem traurigen und qualmenden russischen T34, ein bißchen abgekämpft alle beide - aber was soll's: Der Russ hat wieder mal den zweiten Platz belegt bei diesem großen Sportfest, der Sieger strahlt und alles in Ordnung in dieser heilen, arischen Welt. Was das nun mit unserem Fahrradbericht zu tun hat? Ja, hören Sie es denn nicht heraus, dieses: „Die Zeiten sind zugegebenermaßen vorübergehend etwas anstrengender, aber es muß ja nicht immer Butter sein. Lecker Rübensirup tut es doch genauso gut und macht Kinderbäckchen rosig!“

Hier wird nicht zwanglos über die Vorzüge des Velozipeds geplauscht. Hier wird aus der Not eine Tugend gemacht. Wer zwischen den Zeilen zu lesen befähigt ist, der erkennt einen Absatz der Banquerotterklärung der deutschen Wirtschaft. Als nächstes kommen die Durchhalteparolen. „Kinders, das wird schon wieder! Die Weltkonjunktur zieht gewaltig an, die Auslandsnachfrage steigt. Bald geht's wieder los!“ Was man dabei zu erwähnen vergißt, ist, daß die Weltkonjunktur an uns vorbei zieht. Die einstige Schubeinheit Deutschland befindet sich im freien Fall und ist längst zu einer abgekoppelten Schute verkommen, die eines schlimmen Tages in einem ausgedienten Hafenbecken der Weltwirtschaft vor sich hin dümpeln wird: auf Grund oder als Grund - nämlich für die Erheiterung der siegreichen Asiaten.

Sehen wir zu schwarz? Durchhalteparolen? Quatsch! Quatsch??? Hatten wir nicht schon mal zwangsverordnete autofreie Sonntage? 1973, als die Araber den Ölhahn zudrehten? Erinnert uns das nicht an die von oben verordneten Eintopfsonntage im Dritten und letzten Reich? Die autofreien Tage sind schon wieder im öffentlichen Gespräch.

Und so, wie es sich die Wochenschau angelegen sein ließ, die schönen Seiten eines Reichs-Volks-Eintopfessens in wahrhaft deutscher Gemütlichkeit unter die Leute zu bringen, so werden die Berichte nicht mehr ferne sein, die uns glückliche Bicyclisten auf verwaisten sechsspürigen Autobahnen zeigen, Blendax-Musterfamilien, die miteinander Federball und Mensch-ärger-dich-nicht spielen, während sich der motorisierte Familienfuhrpark in der Tiefgarage ausruhen darf. Kein Gehupe und Gernerve mehr, schieß Stau, schieß Ampeln, Straßen voller Blindgänger und Lenkraddilettanten, endlich, endlich alles vorbei! Die goldene Zeit des einträchtigen Radelns hat begonnen. Großstädter werden des Morgens wieder von Singvögeln geweckt, denn der Radau ist vorbei und die Luft wieder rein! Was kehren uns die rauhen Aspekte der Wirklichkeit, was schert uns die Trivialität hirnrissiger „Wachturm“ - Illusionen, wenn wir doch schöne Fernsehbilder haben. Und uns die wegzunehmen, das sollen die Chinesen und die Saudis erst mal versuchen!

Falscher Rat?

S. M. Druckepennig

Ziemlich gedrückt kam der Chef letzten Donnerstag von der Beisetzung seiner Freundin heim, mit der zusammen er vor zwanzig Jahren das Abitur gemacht hat. Eine Seele von Mensch sei sie gewesen; die Alten würden sagen: zu gut für diese Welt. Sie, aufopfernde Mutter von zwei Kindern und lebendiger Mittelpunkt eines kleinen Hauses, ging vor ihrer Zeit. Aus freiem Entschluß, wie es hieß. Aber um genau diesen Punkt entfachte sich die Diskussion. Man erinnere sich des Artikels „Wider den Selbstmord“ aus dem ersten Volumen, in dem ich, der Herr Druckepennig, scharf gegen die Option des sogenannten Freitods zu Felde zog. Der Chef, selbst ein von seinem nächsten Umfeld mehrfach diesbezüglich gequälter Mann, nickte ihn seinerzeit ab. Doch in unserer Radikalität, die diesen unwiderruflichen Schritt in Grund und Boden verdammt, ignorierten wir - oder wollten wir es vergessen? - welche innere Not einen Menschen bewegt, sein einziges, gottgewolltes Leben vorzeitig zu beenden.

Im Allgemeinen hebt unter den leidtragenden Zurückgebliebenen die Frage an: Was um Himmels willen haben wir falsch gemacht und/ oder versäumt? Warum ist sie nicht zu uns gekommen? Bei uns fand sie doch ein offenes Haus und ein offenes Ohr? Und diese Fragen verdienen wirklich eine nähere Betrachtung. Ja, warum eigentlich? Was bewog einen Menschen in einer existentiellen Krisis, unfähig diese noch mit eigenen Kräften zu bewältigen, lieber einsam in die Finsternis des Todes zu gehen, als selbst die Nächsten aufzusuchen, die Eltern, die Geschwister, die engsten Freunde? Natürlich vorausgesetzt, er besaß einen solchen Personenkreis. Angst vor einer Blöße, vor dem Eingestehen eines Versagens? Hie und da mag das zutreffen. Wenn aber beispielsweise einer liebenden Mutter oder einer besten Freundin hinterher die Zweifel zusetzen, was man verkehrt gemacht hätte, warum die vertraute Seele sich in ihrer Not nicht an sie gewandt habe, bevor sie sich zu jenem letzten, fatalen Schritte entschloß, so glauben wir, daß solche Fragen wenig hilfreich sind. Wir haben nicht vor, an dieser Stelle mit wissenschaftlichen Studien zu argumentieren, die belegen, daß ein aus welchem Grunde auch immer fest zum Tode entschlossener Mensch kurz vor seinem Lebensende oft auf seine Umwelt noch einen völlig normalen und entspannten Eindruck macht. Innerlich jedoch, und das scheint uns nach unserer Kenntnis der Materie gesichert, stehen diese Menschen einer für sie ausweglosen Situation gegenüber, gleichsam wie mit dieser bedrohlichen Lage in einer hohen Arena eingemauert, nach ihrem Empfinden isoliert selbst von denen, die uns als potentieller Hort erscheinen.

Alle tröstenden Allgemeinposten versagen an dieser Stelle naturgemäß. Das wissen die Freitodkandidaten. Sie erlebten sicher in ähnlichen Augenblicken davor, als sie sich eventuell noch hilfeheischend an ihr Umfeld richteten, eben jene Machtlosigkeit, die sich auf Phrasen erstreckt, wie: „Wird schon wieder“, „Der Mann, respektive die Frau ist es doch nicht wert, daß man da warten ja schon hundert andere“, „Komm erst mal da raus, bau dir etwas neues auf, wir unterstützen dich.“ Nein, das wollen diese Gequälten oftmals eben nicht hören! Sie wollen, daß die Dinge wieder so werden, wie sie sie in glücklichen Tagen einst erlebten. Sie wollen den status quo ante zurückgewinnen. Und keine Veränderung! Die könnten sie im Augenblick gar nicht bewältigen, denn sie liegen am Boden und vor ihnen ist alles dunkel. Und Schuldzuweisungen, wie sie von dem nahestehenden Umfeld aus eigener erlebter Hilflosigkeit dann an den vermeintlich für die Misere verantwortlichen Partner gerichtet werden, treffen am Verlangen des seelisch Daniederliegenden völlig vorbei. Oftmals sind es regelrechte Rohkrepiere, die die Situation eher verschärfen als entspannen. Während nun die begütigend auf sie Einredenden noch ihre hilflose Liebe über den

zukünftigen Selbsttöter ausschütten, registriert dieser folgerichtig: „Wenn diese mir schon nicht zu helfen vermögen - dann kann es niemand!“ Ganz nebenbei - eine Flucht ist selten noch dazu angetan, an den grundlegenden Problemen etwas zu ändern.

So sind wir zu der Überzeugung gelangt, daß Vorwürfe an sich selbst oder andere wegen unterlassener Hilfe müßig und oft ungerechtfertigt sind. Denn selbst bei bestem Willen sind Freitodkandidaten, sobald einmal der feste Entschluß gefaßt ist, kaum noch aufzuhalten. Zumindest nicht auf Dauer. Wenn die Sekte der Psychologen da etwas anderes behauptet, so mag das bestenfalls vereinzelt stimmen. Wie könnten sie aber auch von der Sinnlosigkeit einer Einflußnahme ausgehen! Schließlich bildet diese ja einen Teil ihres Verdienstes. Doch zurück zu jenen, die das Wunder des Lebens hinter sich lassen, weil sie sich seinen Forderungen nicht mehr gewachsen fühlen. Für sich selbst mögen diese Leute nun die Ruhe haben, die sie suchten. Die aber, die sie zurücklassen, fallen in ein tiefes Loch der Ohnmacht, Trauer und Verzweiflung.

Das ist ein natürlicher Prozeß, der in der Verhaltensbiologie wurzelt. Ihn übergehen oder gar wegreden zu wollen, wäre realitätsverneinende Narretei. Wenn es möglich ist, sollte man aber denen, die diesen Prozeß zu durchleiden haben, eine Stütze sein und ein Hort der Zuversicht. Mehr ist oft kaum drin. Nichts beschönigen! Keine hohlen Phrasen, keine Kopfhoch-Parolen! Das wollen, das können die Trauernden in diesem Moment nicht verarbeiten.

Da sind Erinnerungen schon besser, denn wie Antoine de Saint-Exupery sagte: Erinnerung ist ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Man muß dem Alltag Zeit geben, wieder gemacht und Schritt um Schritt Platz zu greifen und letztendlich das Regiment zum Wohle der Lebenden zu übernehmen. Narben und schmerzende Wunden werden bleiben. Auch das muß klar sein. Es kommt nun darauf an, wie man das eigene Leben mit dieser Verletzung in Einklang bringt. Diese Zeilen aber wenden sich nicht nur an Hinterbliebene solcher menschlichen Tragödien, sie wenden sich vor allem auch an jene, die einen Freitod-Entschluß bereits erwogen oder gefaßt haben. Sie sollen sehen, solange sie noch zu sehen vermögen, welches Trümmerfeld, welchen Schmerz sie hinterlassen, welche Verantwortung sie auf ihre Seelen laden. Die Last, die sie nach ihrer Meinung nicht mehr zu tragen vermögen, laden sie ab auf andere Schultern - nach mir die Sintflut! Ein solcher Schritt aber ist eine Hypothek, an der eventuell Generationen später noch zu zahlen haben. Das bedenke man oder flechte es zumindest in fatale Gedankengänge ein.

„Solange man lebt, ist Hoffnung“, ließ einmal ein Autor seine Figur Taroo-san sagen, einen Kamikaze-Flieger der japanischen kaiserlichen Luftwaffe, der auf der Suche nach seiner Freundin die von der Atombombe ausradierte Stadt Hiroshima durchstreifte. Ein Neuanfang, ein Weiterleben an dieser Stätte des Grauens schien unmöglich. Das Leben jedoch, vertreten oft durch ganz einfache Leute, war anderer Ansicht. Die Menschen dort wollten leben - und sie fanden einen Weg: an einem Orte, der zu einem Vorhof der Hölle umgepflügt worden war. Dieses Beispiel möge jedem dienen, der da meint, hinter dem Horizont seines schmalen Blickfeldes würde die Welt abstürzen ins Bodenlose. Es gilt gleichermaßen für die Selbstmörder, wie für die von ihnen geschaffenen Hinterbliebenen. Leben ist etwas Einzigartiges. Wir haben es weder geschaffen, noch seine unbarmherzigen Spielregeln kreiert; wir haben nur in der uns geliehenen Zeit alles dafür zu geben, daß wir uns und denen, die uns nahe sind, ein paar schöne Tage bereiten. Und dem Rest so wenig als möglich zur Last fallen. Darin besteht schon der ganze Sinn des Lebens, soweit er uns betrifft. Dieser knappgefaßte Sinn aber lohnt jede Mühe - es ist die erwähnte Einmaligkeit, die das Leben so kostbar macht.

Folter

J.-F. S. Lemarcou

Ein widerliches Thema! Unerquicklich! Eigentlich wollen wir seine Existenz weglegen, ach, nicht mal das. Denn das Weglegen ist doch eine gewisse Beschäftigung und selbst die wollen wir der Folter nicht zubilligen. Aber wir werden es wohl müssen. Folter ist eine der Hauptwaffen des Feindes: der menschlichen Dummheit! Sie ist seit altersher Zwang des Nackten Affen gegen seinesgleichen. Schmerzhafter, quälender Zwang – ausgeübt, um den seelischen Widerstand des Gegners zu brechen, ihm Geheimnisse zu entlocken, ihn zu bewegen, seine Kameraden, Ideale, Wertvorstellungen zu verraten, ihn zu demütigen und ihm seine hilf- und machtlose Lage unmißverständlich zu demonstrieren.

Sie kann über lange Zeiträume dosiert angewandt werden, seelisch wie physisch, sie kann brachial und vernichtend einherkommen und – sie hinterläßt in jedem Falle Spuren. Tiefe Veränderungen. Der Mensch ist hinterher nicht mehr derselbe. Angesichts der beginnenden globalen Auseinandersetzungen, die Samuel Huntington in seinem berühmten „clash of civilisations“ vorhergesagt hatte, rückte die Beschäftigung mit dieser ekelhaftesten aller menschlichen Beschäftigungen wieder in das Blickfeld der breiten Öffentlichkeit. Wir wollen an dieser Stelle anmerken, daß Folter in keinem einzigen Augenblick der Menschheitsgeschichte nicht zugegen gewesen wäre.

Nun aber, da „fortschrittliche Demokratien“ aufgeklärter und mündiger Bürger meinen, diese archaische Form des Miteinanders im Umgang mit der eigene Spezies überwunden zu haben, erreichen uns aus Mesopotamien, quasi von der interkulturellen Frontlinie Bilder, die uns mit Unverständnis reagieren lassen, die wir nicht einzuordnen vermögen, denen wir ratlos gegenüberstehen. Stantepede hebt sie an: die unvermeidliche Frage nach der Legitimität der Folter. Vornweg und vielleicht zur Erschütterung unserer Leserschaft: Wir wissen keine Antwort!

Natürlich lehnt ein jeder von uns diese Form der zwischenmenschlichen Auseinandersetzung ab. Wir sind Preußen. Und in Preußen ist die Folter per Dekret abgeschafft worden. Im Kopfe eines echten Preußen war sie sowieso nie vorhanden. Hört sich gut an, nicht wahr? Aber wieviel Substanz hat diese Aussage? Wurde sie aus der Geborgenheit eines noch weitestgehend intakten Gesellschaftssystems getroffen, oder einer Grenzsituation? Hat einer von uns schon jemals eine Grenzsituation erlebt? Unser Schriftleiter weiß wie das ist, wenn man den Lauf einer Maschinenpistole im Genick hat. Aber das war nur eine Polizeikontrolle in Nordirland. Niemand hatte vor ihn als Geisel zu entführen, mit dem geplanten Ziel, ihn zu verstümmeln oder umzubringen. Und selbst diese Erfahrung fehlt dem Rest unseres Haufens. Was denn, wenn ein durchgeknallter Irrer mir, dem Monsieur Lemarcou, eröffnet, seine Leute hätten meine Familie in der Gewalt, oder eine Paketbombe an unsere Redaktion geschickt und ich hätte keine andere Möglichkeit, lebensrettende Informationen aus ihm herauszupressen als durch Anwendung existentieller Gewalt? Würde da in mir, einem Hugenotten, ein christliches Ethos obsiegen? Wirklich?

Deshalb fällt es uns schwer, in das allgemeine Getöse einzufallen, das über die Beteiligten aus jenem Gefängnis zu Bagdad vorbehaltlos den Stab bricht. Wo aber aus Lust und Laune gefoltert wird, da erübrigt sich jede Diskussion. Wie etwa im Falle jener dummen Göre namens Lyndie England, deren martialische Posen um die Welt gingen. Worum ging es dieser Hilfsamazone? Jetzt im Nachhinein, da die Welt ihr Antlitz nur noch mit Ekel und Schaudern zur Kenntnis nimmt, jetzt schreit sie nach Mama und

überhaupt: die bösen Vorgesetzten haben doch befohlen... Dabei waren es ihre Truppenteile, die im Nürnberg des Jahres 1946 angesichts der übelsten Verbrechen, über die bis zu jenem Zeitpunkt niemals gerichtet wurde, festlegten, daß es künftig keinen Befehlsnotstand mehr gäbe. Zumindest was ausgewiesene Verbrechen gegen die Menschlichkeit anlangt, deren Rechtswidrigkeit klar erkennbar ist.

Was also geht vor in den Köpfen jener, die von der dussligen Göre Lyndie England repräsentiert werden? Rache für von Bomben und Schüssen zerfetzten Kameraden? Die dunkle Seite in uns, die wohl in einem jeden Menschen unter dem ständigen exorbitanten Druck, der ständig präsenten Todesangst, wie sie in Kriegseinsätzen nun mal Alltag sind, hervorbricht? Wollte sie es den islamisch-patriarchalisch erzogenen „Turbo-Machos“ mal so richtig zeigen, die sich sonst gegen ihre Frauen so selbstherrlich aufführen und die islamische Frau wie ein Stück Dreck behandeln? Wollte sie diesen männlichen Stolz brechen? Gegenfrage: Was weiß denn eine so retardierte Göre vom Islam und seinen Lebensgrundsätzen? Was weiß sie, wie sich das Leben hinter einer islamischen Tür organisiert? Weiß sie genug, um ein treffsicheres Urteil zu fällen? Ist sie eine ausgewiesene Orientalistin? Nein, ist sie nicht. Sie ist einfach nur stockedoof. Stockedoofe Leute haben oft Spaß an der Gewalt. Die muß keinem bestimmten Ziel folgen. Und wenn doch, so kann man sich im Nachhinein immer noch eines aus den Fingern saugen.

Kluge Leute, Kenner der Materie, haben selten noch das Verlangen nach schnellen und pauschalen Urteilen. Noch viel weniger legitimiert sich aus einem von ihnen getroffenen Urteil eine Rechtfertigung für brutales Vorgehen. Denn die Ambivalenz, die der Dynamik menschlichen Handelns innewohnt, rechtfertigt auch immer ein Stück weit das Gegenteil. Frei in den Handlungen des Henkers ist nur derjenige, der sich bar jeden ernsthaften Gedankens ans Werk macht. Und doch... Und doch...

Wieder erhebt sich die Frage: Ja, wenn das FBI damals die Daumenschrauben angezogen hätte, wären die Türme von Manhattan mit all den Menschen in und bei ihnen zu retten gewesen? Wenn ja, wäre das nicht eine hinreichende Rechtfertigung für die Anwendung außergewöhnlicher Maßnahmen? Wir wissen es nicht. Wir wissen es nicht.

Sicher, die Türme wären eventuell nicht am 11. September eingestürzt. Vielleicht ein paar Wochen später. Die Gründe für diesen rigiden Stadtbau liegen ja auch ganz woanders. Das an dieser Stelle zu untersuchen, ist auch nicht Ziel dieses Artikels. Nur insofern, als sich aus der Betrachtung der Vorgänge von damals ein einziger sicherer Parameter ergibt, der Gewalt nicht nur rechtfertigt, sondern sogar erfordert: Wenn sich der Nachbar in den Kopf gesetzt hat, dich unter seinen Willen, unter seine Anschauung, unter seine Herrschaft zu zwingen – dann ist Widerstand erlaubt. (Was im übrigen auch nota bene für die Araber, die Neger und die gesamte Dritte Welt gilt, die die Macht der amerikanischen und europäischen Konzerne im Nacken haben und von dieser Macht bis aufs Blut ausgebeutet und geschunden werden.) Gewaltloser Widerstand, wie ihn Mahatma Gandhi propagierte? Hat was! Kostet aber unseres Dafürhaltens zu viele Opfer. Und zwar auf der Seite der Opfer.

Und daher nächste Frage: Wer dämmt die Formen des Widerstandes ein? Setzt ihm Ziel und Maß? Schlafentzug oder „paar in die Fresse“? Daumenschrauben, oder chinesische Wasserfolter? Isolationshaft oder Gehirnwäsche? Was darf es sein? Und wieviel davon? Dann lieber doch nicht? Um eine abschließende Antwort sind auch wir verlegen. Selbst unser Buddhist, der Herr Akinokawa, zuckt verlegen die Schultern. Das paßt alles nicht rein in seine japanischen Gärten, unter das flirrende rote Blätterdach japanischen Ahorns. Aber das Problem existiert. Außerhalb dieser Gärten

der Seligen existiert es. Ganz real. Ganz widerlich real. Deshalb muß man darüber reden, Denkanstöße geben, sich gedanklich damit befassen. Und zwar möglichst und fortwährend mit allen Seiten der Medaille. Das wollten wir an dieser Stelle tun. Mehr nicht. Denn – solange Menschen gründlich und unilateral denken, solange sind sie daran verhindert, mit ihresgleichen Schindluder zu treiben, zu mißbrauchen und zu foltern. Das wäre doch schon mal 'was!

Globalisierung oder Deutschlands ökonomische Zukunft

B. St. Fjollfross

Nun ist er also geschäft worden – der Boß des Karstadt-Konzerns. Gemurrt haben die Aktionäre. Der anhaltenden Umsatzeinbrüche wegen. Und als die üblichen Maßnahmen wie Mitarbeiterschinden und – entlassen nichts mehr fruchten wollten, da mußte halt der Häuptling gehen. Bekommt eben der Nächste die Pappnase aufgesetzt! Wir sind keine Insider, was die Karstadt - Angelegenheiten betrifft. Wir haben lediglich zwei Augen im Kopf und können zwei und zwei zusammenzählen.

Wir werden Zeuge eines großflächigen Ladensterbens, erleben, wie in die verlassenen Hallen eines Supermarktes der gehobenen Preisklasse ein Discounter einzieht. Das alles sind Symptome einer einzigen Krankheit: schwindender Kaufkraft. Und da man traditionell gewohnt ist, einer Malaise mehrere Namen zu geben, so wollen auch wir noch ein paar Bezeichnungen dieses Volksgebrechens aufzählen: Wirtschaftskrise, Inflation, stete Teuerung, Mißwirtschaft, sinkendes Bruttosozialprodukt, lähmende und lahrende Verwaltung, Wegfall von Verdienstmöglichkeiten, galoppierende Arbeitslosigkeit, gesellschaftliche Depression.

Ein bißchen viel für einen neuen Karstadt-Chef, was? Was wir damit sagen wollen? Egal, ob der alte Vortänzer dieses Handelskonzerns eine Nadelstreiffennte gewesen ist oder nicht, am Grundsatzproblem konnte er nichts ändern. Hier geht es um ganz andere Sachen: Hier geht es darum, daß das Kapital und seine Produktionsstätten abwandern, weil ihm die Produktionskosten in Deutschland zu hoch geworden sind. Das Kapital will, das Kapital muß ausbeuten. Es muß Profitmaximierung betreiben, sonst kann es nicht bestehen unter seinesgleichen.

Nationale Ressentiments, wie sie der Herr Bundeskanzler jüngst einforderte, sind längst von der Geschichte überholt. Die Vereinigung der europäischen Staaten zur Europäischen Union war in erster Linie keine Vereinigung der Völker, die endlich die Lehren aus zwei verheerenden Kriegen gezogen hatten.

Es war der Zusammenschluß eines Wirtschaftsraumes, der Wegfall von Zollschranken und -bestimmungen, die Egalisierung von Wirtschaftsgesetzen, Wegfall von Währungsdifferenzen und Umtauschkosten, freier Warentransfer und alles diente nur einem Zweck: freie Fahrt dem Kapital! Der Rest ist Beiwerk. Das ist die Lehre, die sich in der erfolgsverwöhnten Bundesrepublik endlich etablieren sollte.

Alles andere ist sentimentaler Nonsens. Das Kapital macht nur einen entscheidenden Denkfehler bei seiner Flucht zu den günstigsten Produktionsstätten. Klar, ist es schön, eine Fabrik auf die grüne Wiese zu

stellen, wo es keine Natur- und Umweltschutzlobby gibt, keine aufwendigen Genehmigungsverfahren, Menschen, die für 'nen Appel und 'n Ei dankbar knuffen gehen und, und, und... Aber diese Billiglohnarbeiter heißen Billiglohnarbeiter, weil sie eben nur sehr dürftig bezahlt werden.

Das heißt mit andern Worten, an den neuen Stätten der Produktion entstehen nicht gleichzeitig neue Absatzmärkte! Also werden die Güter heim ins Reich gekarrt, wo sie dann verkauft werden sollen.

Ja und dort? Können die, die ihre Arbeit aufgrund der Produktionsverlagerung verloren haben, noch kaufen? Können sie nicht! Jedenfalls nicht mehr in dem Umfang, wie das mal der Fall war, als der Wirtschaftsmotor noch brummte, in einer gut abgeschotteten Nationalökonomie.

Wir stellen also fest: Während der neue Absatzmarkt nicht so recht am Entstehen ist, bricht der alte zusammen. Die Produzenten werden über kurz oder lang ihren Kram nicht mehr los – weder hier noch dort. Die einzige Frage bleibt: Wie lange werden sie brauchen, diese simple Milchmädchenrechnung zu begreifen? Uns mangelt der entsprechende Optimismus.

Wir sind davon überzeugt, daß die Produzentenkarawane das markige braune Liedchen zur Hymne erkoren hat, dessen Textstelle leicht verändert so lautete: „Wir werden weitermarschieren, und wenn alles in Scherben zerfällt, denn gestern gehörte und Deutschland – und morgen die ganze Welt!“ Wenn sie sich da mal nicht täuschen!

Denn Kurzsichtigkeit ist eine denkbar schlechte Voraussetzung für langfristig strategisches Denken. Und nur letzteres ist der Garant für einen stabilen Erfolg, nicht, wie viele meinen, globale Wanderungsbewegungen.

Allen Ernstes: Wenn immer wieder die Forderung nach Flexibilität erhoben wird, fragen wir uns: Was zum Teufel macht es für einen Sinn, wenn erst der „Arbeitgeber“ an einen „günstigeren“ Standort umzieht, und hernach die ehemalige „Arbeitnehmerschaft“ gedrängt wird, sich ebenfalls mit Kind und Kegel dorthin zu begeben, wo es Arbeit gibt – also quasi dem ehemaligen Brotherren hinterher? Das entbehrt jeder Logik.

Das ist teurer Unfug. An Ort und Stelle den Menschen Beschäftigung bieten! Das ist eine tragfähige Lösung! Zu angemessenen Konditionen und nicht nur immer nach der Devise – „mir soviel und dir so wenig wie möglich“ – wie ja die Denkweise der Vertreter des Kapitals nach Urvätersitte noch immer zu sein scheint. Heimische Produkte – vor Ort hergestellt, vor Ort konsumiert, ernähren die ansässige Bevölkerung auch ganz gut, lassen keinen auf Kosten anderer parasitieren und keinen beschäftigungslos dastehen.

Überschaubare Ökonomien sind das Zauberwort, statt vernetzte, internationale Trusts, die nur noch mit ihrem eigenen Monopoly beschäftigt sind und vor lauter „wer-frißt-wen?“ schon nicht mehr wissen, was ihr eigentlicher Existenzzweck ist. Das würde unserer festen Überzeugung nach auch zu einer Entspannung auf lokalen Arbeitsmärkten führen. Denn Arbeit an sich ist mehr als genug da.

Die Apologeten der jetzigen Verfahrensweise jage man getrost in die Wüste! Denn sie vernebeln mit ihren sophistizierten Erklärungen, warum das alles gar nicht anders zu machen ist, nur den Blick fürs Naheliegende. Und das ist genau der Blick, um den wir uns angesichts der uns überrollenden Wirtschaftskrise bemühen sollten. Wenn wir nicht endgültig unter die Räder kommen wollen.

Hartz IV und die kalte Enteignung

Jules-Francois S. Lemarcou

Die Bundesrepublik Deutschland ist pleite. Zumindest das was man gemeinhin die Öffentliche Hand nennt. Wir wissen das und ein Narr, der etwas anderes glaubt. Die Staatsschuldenuhr tickt im mehrstelligen Billionenbereich, jede Sekunde um das Gehalt eines Arbeiters wachsend, und nun wird unbarmherzig, quasi über Nacht, von der sozialdemokratischen Regierung der Gurt um den beinahe leeren Sack zugezogen. Machen wir uns nichts vor - die Christdemokraten wären mit Sicherheit noch einen Zahn schärfer. Aber wohin führt uns dieser Wahnwitz?

Nichts gegen rigide Maßnahmen, die arbeitsunwilligen Faulpelzen und Sozialschmarotzern Beine machen. Aber wenn man solche Maßnahmen ergreift, dann muß auch ordentlich bezahlte Arbeit verfügbar sein. Und das ist sie nicht. Östlich der Elbe schon gleich gar nicht. Was hier zu Beginn des Jahres 2005 beginnt, ist heller Wahnsinn. Langzeitarbeitslose, die von Hause keine Chance mehr haben, irgendwo unterzukommen, werden auf ? 330,- gesetzt. Das aber nur, wenn sie sich vorher mittels eines sechzehnteiligen Fragebogens völlig entblößt haben und danach - nota bene: nach dieser Entblößung amtsseitig festgestellt wird, daß der Antragsteller die entsprechenden Kriterien erfüllt. Die Latten werden, dessen kann man sich sicher sein, sehr hoch gehängt.

Wir wollen von dem Umstand schweigen, daß einer auf Massenkonsum ausgerichteten Gesellschaft bei einem solch enormen und plötzlichen Wegfall von Kaufkraft der Kollaps droht. Dieser Umstand scheint sich nur völligen ökonomischen Blindgängern zu verschließen. Es wird astronomische Steuerausfälle geben, die es an sich schon erschweren werden, den Bedürftigen die ihnen zustehenden Gelder auszuzahlen. Massenverelendung ist die unvermeidliche Folge. Was aber will der Staat jetzt, nachdem er über drei Jahrzehnte hinweg seine Nationalökonomie systematisch in den Dreck geritten hat? Hat er nicht? Schon vergessen, daß das Kreditwesen als die Seele von's Geschäft gesehen wurde? Alles auf Pump, sonst läuft der Laden nicht! So war es doch. Jetzt kann der nationale Schuldendienst kaum noch die Zinsen bedienen.

Möglicherweise will er, nachdem das Tafelsilber längst verscherbelt ist, als letzte Option vor dem Verkauf der nationalen Goldreserven der Bundesbank an die Privatreserven der deutschen Bevölkerung. Sollen ja so etwa vier Billionen Euro sein, die das deutsche Privatvermögen ausmachen. Also etwa das Doppelte der Staatsschulden. Und wie amüsant der Gedanke, ein Hartz-IV-Opfer hätte in den fetten Jahren Staatsanleihen der Bundesrepublik Deutschland erworben, um seine Altersbezüge aufzubessern.

Natürlich müssen die jetzt auch verhökert werden, bevor es an den Sozialnapf geht. Welch elegante Entschuldung bei denen, die keine Möglichkeit haben, sich dagegen erfolgreich zu verwehren! Und genau darauf läuft es hinaus. Abschöpfung der privaten Mittel im ganz großen Stil. Schluß, aus, vorbei mit der Solidargemeinschaft! Jetzt geht's ans Eingemachte!

Und die hirnlose oder aus der Not geborene Narretei schlägt Kobolz: Was ist denn mit den Hauseigentümern in Ostelbien, die von der Oma die windschiefe Butze geerbt haben, oder nach der Wende im allgemeinen Aufwärtstrend ein schickes neues Häuschen auf Borg und Kredit auf die grüne Wiese gestellt haben? Sollen die sich ihr Heim, ihre Altersvorsorge mit vier Wänden, auf den Buckel schnallen und nach Bayern oder Baden-Württemberg ziehen, wo es eventuell noch Arbeit gibt? Oder sollen sie mit

hohem Verlust verkaufen? An wen denn? Wer kauft denn ein Haus in einer strukturschwachen Region zu einem akzeptablen Preis?

Tun sie nichts, wird man ihnen das Haus wegnehmen. Nein, nicht so richtig. Die Leute bekommen einfach keine Hilfe zum Lebensunterhalt, bis nicht das Letzte verscherbelt und aufgefressen ist. Und dann? Dann sind sie Mieter eines Karnickelstalles, der wiederum vom Sozialamt gesponsert wird. Wenn denn das Sozialamt noch über diese Mittel verfügt. Denn es ist doch so: Will das Bundesfinanzamt etwas von Dir, lieber Michel, dann zieht es dir das Fell über die Ohren, bis du unter der Brücke liegst. Umgekehrt geht das leider nicht. Hast du Ansprüche an den Staat, und der kann nicht - na, dann bist du halt Neese! Du den Staat pfänden? Da lachen ja die Hühner!

Und so wird ein gewaltiges Heer von Elenden geschaffen, die nicht mehr wissen, wie sie den nächsten Tag finanzieren sollen. Und eines dürfte ebenfalls klar sein: Genauso, wie es einen senkrechten Absturz des Goldpreises geben dürfte, wenn der Bundesadler seinen Ärar auf den Kopp kloppt, so können wir auch von einer gigantischen Wertevernichtung sprechen, wenn zwei Millionen Menschen innerhalb kurzer Zeit gezwungen sind, ihr Erspartes auf den Markt zu werfen: Anleihen, Immobilien, Schmuck, Aktien, Beteiligungen. - Kinder, das gibt einen Erdbeben! Die Inflation kommt durchs Hintertürchen und macht sich breit in der Guten Stube. Die Verwandten werden mit hineingerissen in diesen Strudel - es ist kein Ende abzusehen.

Was zu tun ist? Maß halten! Immer wieder: Maß halten! Maß halten in jedem Programm, jeder Reform. Jahrzehnte wurden überfällige Reformen aufgeschoben, jetzt wird blindwütiger Aktionismus entfaltet - niemand ist in der Lage, bei einem derart dynamischen System wie einer Gesellschaft alle Folgen zu überblicken, die sich entwickeln, wenn der erste Dominostein ins Kippen gebracht wurde. Das kann ganz plötzlich auch nach hinten losgehen - zumal den armen Leuten wahrhaftig die Garotte angesetzt wird.

Dem Bundesrechnungshof mehr Befugnisse erteilen und die Beamten auf Normalmaß zurechtstutzen. Es gibt so viele Schmarotzer und Parasiten, die nicht „erwerbslos“ sind. Man könnte sie auch überbezahlt nennen. Was muß ein Lehrer, Industriemeister oder ein Staatssekretär Tausende Euro verdienen, wenn Millionen Menschen mit einem Bettel zu vegetieren gezwungen sind? Da heißt es ansetzen und den Augiasstall ausmisten. Doch dazu bedarf es eines Herakles. Und woher den nehmen und keinen Adolf einkaufen. Denn wo das Volk an den Rand der Existenz gedrängt wird, da beginnt die Kontur dieses Gespenstes wieder bedrohlich aufzuleuchten über dem Horizont. Und diese Gefahr ist weit höher zu bewerten, als das unselige 1929er Jahr.

Aber vielleicht setzen die Entscheidungsträger ja auch auf eine Gesundschumpfung des deutschen Volkskörpers: Mann stelle sich vor, all diejenigen Nicht-Leistungsträger, die sich von den Auswirkungen des Hartz-IV-Programms ins totale Abseits gedrängt fühlen, bringen sich um. Man kennt das Phänomen aus wirtschaftlichen Notzeiten zur Genüge. Was für eine Entlastung der öffentlichen Hand.

Der Gedanke wäre zu zynisch? Wer das meint, schlafe beseligt weiter! Hier regiert der Dollar. Und dem Dollar sind unproduktive Menschenleben weniger wert, als das Schwarze unterm Fingernagel. Noch vor anderthalb Jahrzehnten belächelte die Bundesrepublik die marode und absaufende D.D.R. Na dann, liebe Vettern aus dem Westen, paßt mal schön auf, wie es weitergeht auf unserer rasenden Talfahrt. Die Mitte Deutschlands kennt das grausame Spielchen schon zur Genüge. Nur diesmal ist keiner da, der uns aufkaufen könnte.

Herr Clement und der Sparerfreibetrag

B. St. Fjollfross

Der „Superminister“ hat gesprochen! Der Sparerfreibetrag soll gestrichen werden. Großer Gott! Wie sehr am Ende muß dieses Land schon sein, daß Herr Clement nun schon den Kleinsparern ans Fell will! Es reicht nicht, daß die Bundesregierung vor kurzem die Sparerfreibeträge erbärmlich hat zusammenschumpfen lassen. Nun sollen sie nach den Vorstellungen des Wirtschaftsministers ganz verschwinden. Was denkt der Mann sich dabei?

Ganz einfach. Die anhaltende Krise, bei der kein Licht am Ende des Tunnels abzusehen ist, läßt nicht gerade zum Geldausgeben ein. Wer will schon eine läßliche Anschaffung machen, wenn er nicht weiß, ob er im nächsten Monat noch in Lohn und Brot ist? Die Leute halten ihre Spargroschen zusammen. Sollen sie ja schließlich auch! Würde ihnen doch so „von oben“ verordnet. Die Rentensysteme gehen in die Knie und über den Jordan. Eine der neueren unerträglichen deutschen Wortschöpfungen heißt „Riesterrente“. „Privat vorsorgen!“ lautet die immer wieder beschworene Devise. Und wohin führt das? Herr Clement? Gibt es denn kein Milchmädchen mehr in Groß-Berlin, das Ihnen die Folgen vorrechnen könnte?

Dann sag ich es Ihnen: Es führt zu Konsumverzicht. Zu ganz entschiedenem Konsumverzicht. Und alle, alle Zweige der Wirtschaft gehen so peu a peu unter diesem Konsumverzicht krachen. (natürlich bis auf die Rüstungsindustrie... der geht's gut, solange sich die Menschen den Luxus menschlicher Dummheit leisten.) Ach ja, ich vergaß! Genau diesen Konsumverzicht wollen Sie ja kühn und mutig anreiten, indem sie denen, die kaum was besitzen, das Sparen sauer machen. Der Rubel soll nicht auf irgendeinem Konto Schimmel ansetzen, er soll rollen. Das wollen Sie, nicht wahr.

Und so ganz nebenbei wollen Sie für Ihren Ministerkollegen Herrn Eichel ein bißchen mehr als zwei Milliarden Euro loseisen von den kleinen Leuten, quasi unter dem Plüschsofa ausgraben. Hui! Sieh mal einer an! Zwei Milliarden! Was für eine Summe! Und was man damit alles machen kann! Man kann sie zum Beispiel ihren Vorstellungen folgend in den Bildungshaushalt investieren. Löblich. Wollen Sie etwa die „Doofen“ abfinden, die Kasper der Nation und die Produzenten von Kinderverblödenden Fernsehcomics? Wollen Sie die Playstations und Computerspiele aufkaufen, damit die Kinder sich wieder hinter die Bücher klemmen, die ihnen wirkliche Bildung vermitteln könnten? Oder wollen Sie gar den Lehrern Rohrstöcke anschaffen? Vernünftig wäre es allerdings, das Image der Bildung in diesem Lande wieder aufzubessern. War Bildung doch über Jahrhunderte der einzig nennenswerte Rohstoff, über den die Deutschen verfügten. Der ihnen zu Wohlstand und Ansehen verhalf. Der Sparerfreibetrag dieser Kapitaldecke allerdings ist schon lange abgeschafft, die geistigen Ersparnisse restlos aufgefressen.

Insofern ist Ihre Schlußfolgerung, daß die verfallende Ökonomie der Bundesrepublik etwas mit einem Bildungsdefizit zu tun hat, gar nicht mal so weit hergeholt. Nur, Sie glauben doch nicht etwa allen Ernstes an die zwei Milliarden? Aufwachen, Herr Clement! Was meinen Sie wohl, wie fix die Kleinsparer ihre paar Kröten vor Ihrem Zugriff anderweitig in Sicherheit gebracht haben. Das Volk ist da im Allgemeinen sehr findig. Das sind doch alles Totgeburt! Nur dazu angetan, der regierenden Partei (Ihrer nämlich und Ihrem Koalitionspartner) bei den nächsten Wahlen endgültig das Grab zu schaufeln. Die Damen und Herren im Konrad-Adenauer-Haus werden wohl langsam überlegen, ob sie Sie nicht noch auf ihren Gehaltslisten

unterbringen können. Denn mit solchen Schnapsideen profilieren Sie sich bestenfalls als Spitzenwahlkämpfer für die Rechte. Das Volk aber, das von Tag zu Tag ärmer wird in diesem Lande, um dessen Stimme es Ihnen aber alle vier Jahre plötzlich wieder zu tun ist, das hauen Sie mit der Keule vor den Kopf. Das kann nur mit ansehen, wie seine „Leistungsträger“ und Brötchengeber ins billige Ausland flüchten, Verzeihung! – abwandern. Die armen Teufel die zurückbleiben, dürfen hingegen das „Arbeitslosengeld II“, reden wir deutsch: den Sozialhilfesatz gewärtigen, während sich zusehends alles in diesem Lande der Bezahlbarkeit entzieht. Und denen sollen die letzten paar Vergünstigungen gestrichen werden?

Frei nach der Devise: nimm's der Masse – da kommt was zusammen! Und geh mir ja nicht an die, die haben! Denn die können ja schließlich unentwegt damit drohen, sich ein Billet zu kaufen, mit dem sie sich dann dauerhaft außer Landes begeben. Samt Penunse und Produktionsmitteln. Begleitet von den Vorwürfen des Kanzlers, die ihnen das Stigma der Vaterlandsverräterei auf die Unternehmerstirn drücken. Ach Gott, ach Gott! Sollen Sie doch!

Das ewige Gejammer um den schwindenden Standortvorteil hat doch nur ein Ziel: Es soll das deutsche Proletariat kirre machen und empfänglich für die den Abwärtstrend. Wie Schafe auf der Hürde sollen sie sich geduldig scheren und melken lassen. Die Industrie- und Finanzmagnaten verrohen und die kleinen Leute sollen die Zeche bezahlen. Das uralte Lied! Aber zu diesem Lied gibt es noch ein Refrain, meine Herren! Und wer den nicht hören will, der sollte es nicht übertreiben. Und schon gar nicht bei der Masse der Bevölkerung. Denn Geschichte kann gar nicht anders als sich stetig zu wiederholen. Demzufolge ist der kluge Mann (das schließt Leute in feinem Zwirn und Nadelstreifen nicht unbedingt aus!) gut beraten, aus den Lehren der Geschichte für die Zukunft zu profitieren. Das wäre dann mal ein Profit, der allen zugute käme.

Herr Gottschalk in Berlin

K. K. Bajun

Am Samstag, dem 03. Juli 2004 gastierte Herr Gottschalk mit seiner Sendung „Wetten, daß...?“ in der Berliner Waldbühne. Ich gebe zu, ich goutiere diese Sendung nicht sonderlich. Sie lockt mich selten hinter dem Ofen hervor. Aber diesmal, diesmal habe ich allen Grund, Herrn Gottschalk zu danken. Wenn es denn eine Saalwette der Art gegeben hätte: Wetten, daß wir es schaffen, die Havelchaussee leer zu fegen, so wäre diese Wette gewonnen worden. Und das sehr zu meinem Vergnügen. Es ist im Allgemeinen ein Kampf auf dieser wahrhaft idyllischen Chaussee, die sich zwischen Heerstraße und Wannsee am rechten Havelufer entlang zieht. Automobilisten und Motorradfahrer benutzen sie ungeniert trotz der Bitte, diese Straße zu schonen. Renn- und Sportfahrer meiden die desolaten Radwege.

Die teilweisen recht rasanten Abfahrten machen das Radfahrerleben nicht gerade sicher. Aber an diesem Abend, als die nahe Waldbühne brodelte, da war sie leer, die schöne Chaussee. Kein Auto, keine Trainingsfahrer, nichts! Selbst die Wildschweine schienen vor den Fernsehapparaten zu sitzen. Nur die Havel floß geruhsam vor sich hin und ein milder Nordwest streichelte die Baumkronen. Es war, als liefe im Fernsehen eine Neuauflage von Francis Durbridge's „Halstuch“. Sie erinnern sich doch: der legendäre Straßenfeger aus den Sechzigern. Herr Gottschalk, ich danke Ihnen! Sie haben mir ein

seltenes, ja ein unvergeßliches Erlebnis beschert. Die Havelchausee fast für mich alleine! Fünfunddreißig Minuten ein Schönwetterparadies inmitten der grünen Lunge der Hauptstadt! Ein Billet zu Ihrer Sendung hätte mich völlig kalt gelassen, nehmen Sie's nicht persönlich, – aber das hier riß mich vom Hocker! Das nenne ich ganze Arbeit! Herr Gottschalk, ich bin Ihr Fan und würde mich freuen, sie bald wieder mit „Wetten, daß...?“ in Berlin zu wissen. Hoffentlich erfahre ich es rechtzeitig!

Hofberichterstattung

J.-F. S. Lemarcou

Ach, was sind sie einst geschmäht worden, die linientreuen Gazetten der Deutschen „Demokratischen“ Republik: Hofberichterstattung würden sie betreiben, lobhudeln und scharwenzeln - endlos festgelegte Floskeln paraphrasieren und in grenzenloser sprachlicher Ödnis die Leserschaft zum kollektiven Gähnen verleiten. Ja, da ist was dran. Doktrinärer Konformismus redigierte den mitteldeutschen Blätterwald, konträre Gesichtspunkte wurden tunlichst außen vorgelassen. Wenn mal doch ein wenig polemisiert wurde, dann im Stile des unsäglichen Herrn von Schnitzler: nämlich gegen den untergehenden und fauligen Sumpf des Kapitalismus mit all seinen menschenfeindlichen Auswucherungen.

Dann kam er - der große Befreiungsschlag! Tausende und Abertausende trampelten zu Leipzig jeweils montags auf der maroden DDR herum, der doch nach eigenen Erkenntnissen an und für sich eine rosige Zukunft gehörte. Als dann Tapetenkutte und seine Genossen vom SED-Politbüro die weiße Fahne aufzogen um sich fortan den Gemeinheiten der westdeutschen Siegerjustiz zu widmen, da schlug die Befreiungsstunde für die in den Fesseln der Zensur schmachtende Presse. Ungezwungen und mit freier Themenwahl konnten sich fortan die geläuterten Jubelperser der Schwarzen Kunst entfalten. Und wenn sie nicht gestorben sind.

Gestorben ist mittlerweile die Illusion von einer wirklich unabhängigen Presse. Schauen wir uns doch um! Sicherlich, wir finden durchaus diametrale Äußerungen zum selben Thema in den verschiedensten Printmedien. Doch wenn wir hinter die Kulissen sehen, so spielt sich nichts anderes ab, als auf dem Schnürboden des DDR-Pressetheaters. Nur, daß es jetzt allerorten viele kleine „DDR's“ gibt. Das sind die verschiedensten Interessenverbände und Parteien, die Sponsoren, die lokalen Herrscher, die sich vor allem im ruralen Bereich demokratisch nennen, aber längst alle Fäden in der Hand halten. Und niemand, wirklich niemand von den kleinen, ortsansässigen Blättern, die permanent ums wirtschaftliche Überleben kämpfen, wird es wagen, gegen die lokalen Fürsten mißliebige Dinge zur Sprache zu bringen, solange die noch das Sagen haben.

Eine Gazette, das ist längst kein Geheimnis mehr, bezieht einen überlebenswichtigen Teil ihrer Einnahmen nicht mal so sehr aus dem Straßenverkauf oder den Abonnements. Werbeinlagen müssen plaziert werden. Akquisiteure müssen ausschwärmen und potentiellen Werbekunden ein Inserat im Blatte schmackhaft machen. Dazu ist überzeugend darzulegen, daß das Blatt nicht nur gelesen wird, sondern daß es seiner Leserschaft Inhalte präsentiert, die sich im günstigsten Falle als consensuell zu den Ansichten der Groß-Inserenten erweisen. Wirtschaftsverquickungen, Filz, Anzeigenabhängigkeit - das ist die unselige Kausalität, die die meisten Blätter der Neuzeit wiederum an die Kette legt. Ein wirklich unabhängiges, kämpferisches Blatt - wie beispielsweise die „Weltbühne“, respektive „Das

Blättchen“ wird daher als Exot und Marginalie im Blätterwald gehandelt. Das ist um so bedauerlicher, als solche Stimmen den Oasen inmitten großer Wüsten gleichen. Wenn ein Volk geistig überleben will, dann bedarf es kämpferischer Ideen. Den Anspruch, als vital und kräftig wahrgenommen zu werden, kann es nur erheben, wenn Leute wie Luther und Tucholsky, Hus und Wicklif, Hutten und von Ossietzky, Müntzer und Panizza gehört werden. Wenn man ihre Ideen auf der Straße diskutiert, sprich, wenn das Gedankenmaterial solcher Querdenker Allgemeingut ist.

Welchem Arbeitslosen, welchem „Stützeempfänger“ nutzt denn das ewig grinsende, gutgelaunte Oberbürgermeistergesicht, das ihm von jeder neuen Ausgabe seines Regionalblattes entgegen paradiert? OB bei ersten Spatenstich, OB auf einem Kinderfest, OB als erster Gratulant auf der Hochzeit der lokalen Schönheitskönigin - heile Welt, wie familiär, wie traulich: er ist halt einer von uns. Nein! Das ist er in vielen Fällen eben nicht! Er ist ein agiler Politiker, der sich eine Hausmacht geschaffen hat um entsprechende Posten der Stadtverwaltung zu besetzen und der nun seine Fraktion, seine wichtigen Wähler, seine Wahlspender mit Pfründen versorgt. Denn diese Spenden verdienen den Namen „Spende“ nicht! Diese Spender wollen etwas wiederhaben, die haben investiert! Das zu berichten stünde einem ordentlichen Lokalblatt an. Den Filz entwirren, seine Strukturen freilegen, ihn zerreißen - das ist Journalistenpflicht! Denn dieses Geflecht ist eines der Hauptthemen wirtschaftlicher Prosperität. Hier wird freier Wettbewerb erdrückt.

Diese Vorgänge transparent zu machen, den Sumpf trockenlegen und als kontrollierende Macht im Sinne der Machtlosen zu drohen, darum muß es einer freien Presse gehen. In Polizeiberichten über kleine Gauner genüßlich zu polemisieren - geschenkt! Das ist Mumpitz. Den richtigen Gaunern muß es ans Fell gehen, denen mit dem Blendaxlächeln und dem Feinen Zwirn. Wer das nicht tut, der dokumentiert schon seine Nähe zu den Freßnäpfen, die von diesen Ganoven parat gestellt werden. Speichelleckerei. Schönfärberei, hohle Platitüden! Das alles hatten wir schon einmal. Siehe oben.

Ihr habt Angst um Eure Werbekunden? Euer Chefredakteur ist der Spezi und Hofkasper des OB und fürchtet um die beiden lukrativen Posten? Zum Teufel damit! Schreibt hart und brutal! Werdet keine Hexenjäger, bleibt gerecht und sachlich und helft den Millionen, die sonst jeden Groschen umdrehen müssen. Verfolgt so ein bißchen das „Bild“-Konzept und wie ihr an diesem Beispiel sehen könnt, liebe Kollegen von „Hofschränze & Stiefelknecht“: ein solches Konzept trägt sich gut und gerne. Die Leute kaufen. Und „Bild“ ist eine solche immense Macht, daß kein Lobbyist, so er noch bei Troste ist, versuchen wird, auf diesen Giganten irgendeine Art von Druck auszuüben. Das wäre purer Selbstmord, bei dem selbst die kulanteste Lebensversicherung eine Auszahlung verweigerte.

Der einzige Nachteil eines solchen Blattes ist eben, daß dabei die Seriosität unweigerlich in die Dutten geht. Denn das Volk ist nicht seriös. Es ist mehrheitlich dumm, korrupt und aufbunte Bilder aus. Und es eigentlich ganz zufrieden mit simplen Erklärungen, weil Volkes Gedankenwelt oft ebenfalls simpel gestrickt ist. Es reicht, wenn man gut erkennbare Landmarken schafft: „die da oben, wir hier unten“. Ein paar arme Schweine als Sündenböcke, die es mit etwas Bauernschläue eine Zeitlang geschafft haben, sich am Neidsystem vorbeizumogeln. Ein wenig Dampf ablassen aus der Volksseele - sich werbeträchtig zum Robin Hood vereinzelter Entrechteter machen. Das ist der übel stinkende Rest des „Bild“-Konzeptes. Um diesen Rest soll und darf es nicht gehen bei einer Zeitung, die sich noch selbst etwas wert ist. Unpopularität einerseits und ein Rectum obstructivum der machthabenden Obrigkeit andererseits (der Arschkriecherei sehr hinderlich), manchmal

beides in Kombination - das sind wahrhafte Sphinxen auf dem Weg zum Geld. Wer verstünde das besser als wir „Landboten“! Aber soll dieser Weg zu den Brottöpfen alles sein? Alles wofür es sich zu schreiben und zu kämpfen lohnt? Auch wir werden die Welt nicht verbessern. Wir wissen das. Aber wir können uns das unschätzbare Privileg bewahren, den eigenen morgendlichen Anblick im Rasierspiegel mit einem Lächeln zu begrüßen. Hofnarr? Gut, wenn der Sold stimmt! Hofschranze? Pfui Teufel!

Ich han myn Lehen

zur Vergabe der ISSN an den Landboten

B. St. Fjollfross

Es ist der zweite Artikel des dritten Volumens des Preußischen Landboten. Und doch in gewisser Weise sein erster. Denn seit Freitag, dem 30. April 2004 ist der Preußische Landbote bei der Deutschen Bibliothek als ordentliches Journal unter der ISSN 1613-8910 notiert.

Eigentlich ein Anlaß zum Jubel. Wenn, ja wenn da nicht einige Bedenken wären. Was ist der Landbote? Ein sinnloses Plappermaul mehr in der unendlichen Landschaft der Printmedien? Kaum gehört und erst recht nicht verstanden? Ein würdiger oder unwürdiger Nachfolger der „Weltbühne“?

Eine Beschäftigungstherapie für Leute, die ansonsten nicht recht ausgelastet sind und nicht wissen, wohin mit ihrer Zeit? Möglich, alles möglich. Dennoch, der Preußische Landbote artikuliert eine, nämlich seine Meinung zum Zeitgeschehen.

Und damit wird er einer preußischen Bürgerpflicht gerecht, die es verlangt, daß der Bürger an dem teilhabe, was ihn umgibt. Daß er nicht nur fresse, saufe, sich seiner Stoffwechselprodukte entledige, ein wenig der physischen Liebe fröne und sich ansonsten leben und bestimmen lasse.

Der Preußische Landbote will nicht wiederkäuen, was andere zu dem Thema dachten. Er will diese Gedanken bestenfalls kritisch reflektieren. Der Landbote will auch nicht rumeiern. Political Correctness ist unsere Sache nicht. Was wir denken, das sagen wir. Und zwar so, daß wir verstanden werden. Klipp und klar. Welchem Mimöschchen wir dabei auf den Schlipps treten, ist uns völlig wurscht!

Natürlich geben wir uns keinerlei Illusionen hin. Wir werden die Welt nicht ändern. Nicht mit unserem Auftreten. Um etwas wirklich zu bewegen, muß man sich zuerst zu einem Teil des Systems machen, das man zu ändern gedenkt. Dann muß man sich das System zu eigen machen und dann können sachte evolutionäre Korrekturen beginnen. Siehe Bildzeitung.

Wir wollen das nicht. Nicht so! Der allgemeinen Meinung nach dem Munde zu reden, käme für uns einer Art Prostitution gleich, die wir strikt ablehnen. Wenn diese Option in Frage käme, hätte ich, der Schriftleiter Fjollfross, auch Journalist bei der Jungen Welt der D.D.R. oder eben bei der Boulevardpresse werden können. Pfui Teufel!

Macht? Nein! Einflußnahme? Wenn's geht. Aber Einfluß kann der, der schreibt, nur dort gewinnen, wo es Menschen gibt, die lesen können. Diese Kunst ist im Schwinden begriffen in deutschen Landen. Das ist uns klar. Und keiner, keiner glaubt mehr, für Lektüre Zeit aufbringen zu können. Nicht

einmal für Senecas „de brevitae vitae“. Man setzt andere Prioritäten. Das geht natürlich nicht zuletzt zu Lasten unseres Zieles und Zweckes. Aber sei's drum. Kein Grund zu resignieren. Wir sind Preußen und gewohnt, aussichtslose Stellungen zu halten. Die Orientierung des „Landboten“ läßt sich dabei nicht mit herkömmlichen Begriffen wie links oder, rechts orientiert festmachen. Der „Landbote“ versteht sich als Anwalt liberaler Menschlichkeit. Wer das gleichfalls tut, diese Menschlichkeit jedoch an seine Glaubens- oder Überzeugungsrichtung koppelt und diese als alleinigen Sachwalter begreift, hat sie schon verspielt. Wer immer behauptet, „ich bin menschlich, weil ich links bin, oder weil ich rechts bin, weil ich Jude, Christ, Buddhist, Muselman, Sikh, Hindu oder sonstwas bin, der hat sich seine Unmenschlichkeit schon augenblicklich attestiert. Denn diese Behauptung impliziert zwingend, daß die anderen nicht menschlich seien, eben weil sie anderen Glaubens oder Überzeugung sind.

Wir wollen uns auch nicht abhängig machen von Mäzenen oder sonstigen Förderern, zu deren Sprachrohr wir uns im Folgenden zwingend gebrauchen lassen müßten. Wir sind unser Sprachrohr! Sonst niemandes!

„Ich han myn Lehen!“ jubelte Hêr Walter von der Vogelweide vor achthundert Jahren. Vorbei die Not, hungernd und frierend durch spärlich besiedeltes Land zu ziehen, immer in Gefahr ausgeraubt und totgeschlagen zu werden. Er, der Vorläufer heutiger Schriftsteller, Vortragskünstler und Journalisten. Immer von Fürstenhof zu Fürstenhof, von Burg zu Pfalz ziehen müssen, für ein Kleid, ein bißchen Brot, ein Schlückchen Wein.

Hundeleben, das! Und endlich, endlich erhört ihn der Kaiser und belehnt ihn mit einem kleinen Gut, von dem es sich leben läßt. Wie viele Klinken bei wie vielen vollkommen unbedeutenden Zeitgenossen hat dieser große Barde, dieser Wort- und Tonvirtuose von überragendem Format putzen müssen. Wie sehr seinen Rücken verbiegen und saudummen Punzen und deren adligen Bespringern etwas Seichtes nach deren Geschmack vorträllern müssen, um des nackten Überlebens willen.

Nein, das wollen wir nicht. „Lever duad as Slaav!“ brüllte der friesische Bauer Pidder Lüing den Schergen des Bischofs von Oldenburg entgegen. Klingt pathetisch! Aber ehrenhaft. Und das ist viel im Lande Preußen.

Sicher, auf dem Titelblatt zitieren wir jenen Landsknecht aus dem kleinen Zürcher Heer, der das sagte: „...und das ist blöd – Geld soll man nehmen, wo es eben kommt.“ Wir aber interpretieren das so: Es ist keine Schande, eine Gelegenheit wahrzunehmen, wo sie sich bietet. Ihr aber hinterherzukrauchen und dabei das Rückgrat zu verbiegen – das ist unsere Sache nicht. Wir nehmen auch vom Feind, wo sich's anläßt, aber kaufen – kaufen lassen wir uns nicht.

Wir haben vielleicht nicht den ungeheuren Mut eines Siegfried Jacobson, Kurt Tucholsky oder Carl von Ossietzky. Noch haben wir deren Ausbildung, Beobachtungsgabe und schriftstellerische Brillanz. Dennoch, was wir in dem uns gesetzten Rahmen zu leisten vermögen, werden wir in deren Sinne leisten. Das sei geschworen!

Wir wünschen unseren Lesern und auch uns einen guten Zweiten Jahrgang, den wir uns schon erfolgreich zu nennen erkönnen, wenn er denn Wenigen Freude bereitet und zum Nachdenken anregt. Es ist uns nicht so wichtig, daß man mit uns einer Meinung sei. Wenn man sich aber sachlich und konstruktiv mit uns auseinandersetzt, so gibt uns das den Mut und die Kraft, trotz widriger Bedingungen das Leben des Landboten aufrechtzuerhalten. Denn wir meinen, ein solches nonkonformistisches Blatt tut der deutschen Zeitungslandschaft bitter not.

In memoriam einer Prinzessin

K. K. Bajun

Mitunter werde ich, Kotofej Kryisowitsch Bajun der Schreiber, gefragt, woher denn mein etwas ungewöhnlicher „Otschestwo“, mein Vatersname rühre. Wissen Sie, im Russischen ist es üblich, zwischen dem Rufnamen und dem Familiennamen noch den Vatersnamen zu setzen. Maja Sergejewna beispielsweise wäre die Tochter von einem Sergeij; Iwan Trifonowitsch wäre somit der Sohn des Trifon Sowieso.

Kryisowitsch allerdings, das gebe ich zu, ist ein nicht sehr häufiger Vatersname. Kryisa nämlich bedeutet im Russischen: Die Ratte! Eine Ratte zum Vater? Nein, meine Lieben – zur Mutter! Zu einer Mutter, die mir in gewisser Hinsicht beide ersetzte. Die leibliche Mutter stahl sich vor langer Zeit aus dem Leben. Sie hat mir demzufolge nicht viel vermitteln können. Der Vater, der war der lebendige Beweis dafür, daß das Gegenteil von Gut nicht Böse sei, sondern Gutgemeint. Und glauben Sie mir: Er hat es besser gemeint, als jeder andere Vater auf der Welt. Sie aber, die Rätin von der ich spreche, die Große Dame aus dem kleinen, klugen Volk, die kleine Prinzessin und mutmaßliche Tochter des Rattenkönigs, Sie war mir alles.

Ein kluger Dichter sagte einmal, daß der Erzieher den Namen Vater weit mehr verdiene, als der Erzeuger. Wohlgemerkt, ich spreche vom Erzieher, nicht vom Verzieher. Sie hat mich erzogen, mehr als jeder andere auf der Welt, mit Ausnahme vielleicht jenes kleinen Katers Mausebär, der Ähnliches vollbrachte. Denn Sie war die gewaltlose Liebe. Sie predigte nicht, Sie drohte nicht, Sie lebte und Sie lebte vor. Und Sie lehrte. Still und sanft. Sie zeigte, daß es so übel nicht sei, daß man auch an sich selbst denke – in gegebenem Maße. Und Sie lehrte die bedingungslose Liebe zum Leben. Den stillen Kampf für das, was schön ist im Dasein. Doch Eigennutz und Bosheit waren Ihr fremd. Sie ertrug klaglos, und Sie vermittelte reines Glück.

Am 17. Juli des Jahres 2003 schloß eine kleine Fee nach gleichermaßen furchtbarem wie unverschuldetem Krebsleiden für immer Ihre kleinen Augensternchen. Vater und Mutter war Sie mir, als ich weder die eine noch den anderen mehr hatte. Ich danke meinem Gott für die ungeheure Ehre, die Erinnerung an diese wahrhaftige Dame in meinem „Otschestwo“ wachhalten zu dürfen.

S serdetschnjem priwjetom (mit herzlichem Gruße)

Ihr Kotofej Kryisowitsch Bajun

Hungaeeh

Jules-Francois S. Lemarcou

Die Berliner S-Bahn rattert durch Charlottenburg. Es ist turbulent, vor mir sitzt eine Mutter mit zwei Kindern und ich bin nicht recht fähig, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren. Die Mutter strahlt eine gesunde, pausbäckige Primitivität aus - die Dame Stultitia in Person. Zu dieser Pausbäckigkeit kontrastiert ihre hagere Erscheinung, doch die ihr gegenüberstehende, ewig an etwas herumkauende, feiste und rothaarige etwa 12jährige Tochter bringt das Bild wieder ins Lot. Der dritte im Bunde, der etwa acht Jahre alte Bruder sitzt eingeklemmt zwischen den beiden am Fenster. Für das aber, was die stets wechselnde Aussicht zu bieten hat, zeigt

er kein Interesse. Er sitzt am Fenster, weil Kinder einfach am Fenster sitzen müssen. Ihn interessiert anderes. Unentwegt quengelt er die Stereotype: „Hungäee!“ Mama! Ich hab Hungäee!“ Da schwinden sie hin, die kinderfreundlichen Maximen der Herren Fröbel, Rousseau und Pestalozzi. Vor meinen Ohren lösen sie sich in Nebel auf und geben einer gespannten Gereiztheit Raum.

Mangels anderer verfügbarer Nahrungsmittel nunmehr an ihrem roten Haarschopf kaudend und die Reaktionen der Mutter belauernd, beäugt die fette Schwester genüßlich das Geschehen. Denn sie ahnt, daß sich über dem Bruder ein Unwetter zusammenbraut. In schadenfroher Erwartung flackern die kleinen Schweinsäuglein zwischen der nervöser werdenden Mutter und dem unbekümmert seine „Hungäee“ - Parolen widerkäuenden Bruder hin und her. Mitunter bleibt ihr unsteter Blick an mir hängen, und unruhig konstatierend, daß sie nicht der einzige Beobachter der Szenerie sei, läßt sie ein weiteres Büschel Haare in ihrem nimmersatten Mundloch verschwinden, während ihre Unterkiefer zu mahlen beginnen.

Die Mutter, obgleich mit hoher Wahrscheinlichkeit der englischen Sprache nicht mächtig, gibt mit unterdessen einen lebhaften und plastischen Anschauungsunterricht von dem, was die Engländer meinen, wenn sie von jemandem sagen: „She turns ballistic!“, oder „She goes monkey!“ Wie sieht das aus, wenn ein Mensch „ballistisch“ wird, oder gar zum Affen? So sieht das aus, just so, wie es mir diese Frau mittleren Alters gerade vorführt: Das Gesicht wird rot bis purpurn unter dem schwarzen Wrubbel, die Halsvenen beginnen sich darzustellen und die Stimme nimmt einen giftigen Klang an, während auch sie ewig die selbe Satzfolge intoniert: „Hör jetze auf. Ich hab nichts bei. Das is immer dasselbe mit dir. Mit dir tut man sich bloß immer nur blamieren. Unmöglich bist du!“

Letzteres hat ihr gescholtener Thronfolger übrigens mit dem mütterlichen Ausdruck gemein und ich beginne die Macht der Abstammung zu errahnen. Ein Urbild, ja nachgerade ein lebendes Denkmal des Masochismus, denkt der Junior nicht im Entferntesten daran, die etwas einseitige und um ein und dasselbe Thema kreisende Unterhaltung zu beenden. In völliger Verkennung seiner Situation oder aber in krankhafter Ersehnung der unvermeidlichen Folgen insistiert der anstrengende Knabe seine Forderung nach Fütterung. Standhaft lehnt die Mutter ab und vor mir steigen Bilder aus dem Gedächtnis von äthiopischen Kindern, die, mit einem von Hungerödemen geschwellenen Bauch und Rippen gleich einer Klaviatur, kraftlos im Wüstensand liegen, zu schwach, sich die Fliegen aus den Augenwinkeln zu wischen. Und dann diese Blage hier, keine zwei Schritt vor mir.

Auch mir steigt langsam die Hitze ins Gesicht und ich fühle, wie mein Blut heftig unter den Schläfen zu pulsieren beginnt. Doch die Mutter wehrt die Impertinenz des aus den Fugen geratenden Sprößlings wacker ab. Ich beginne sie mit stillen Gebeten zu unterstützen. Dann aber, völlig unerwartet erscheint über der Brüstung des mütterlichen Walls die weiße Fahne und in ihrer Handtasche kramend fingert sie ein paar verpackte Würste hervor, deren Anblick die Augen der gefräßigen Schwester auf beinahe Untertassengröße anschwellen lassen. Doch vorerst werden die Wiener ihrem greinenden Bruder dediziert, was natürlich den lebhaften Protest der Miterbin herausfordert: „Ej, ich will auch welche!“ Ja doch, sie bekommt welche. Den armen Würsten bleibt in der Hand der Schwester nicht einmal die Zeit für ein letztes Vaterunser - dann hat der bodenlose Schlund des kleinen Ungeheuers seinen Beitrag zur Erweiterung des ohnehin schon unästhetischen Leibesumfangs getan. Nicht so bei ihrem Bruder. Dessen eine Wurst ist entschieden glücklicher und kann, während sie zwischen den schmutzigen Händen des Buben hin und her wandert, beruhigt einer hohen Lebenserwartung entgegensehen. Denn der Quengelknabe denkt

nicht im Entferntesten daran, auch nur einmal hineinzubeißen und seinem so nervenaufreibend geäußerten Bedürfnis nach Stillung seines Hungers zu entsprechen. „Nee, so was will ich nicht!“ Schon klar, worauf seine Wünsche gerichtet waren: Ein Glas mit Schokoladencreme hätte die Mutter rausholen müssen. Das wäre ein Friedensangebot an den Filius gewesen - aber so was Profanes wie Würste. Menschenskind, Mutti! Kann doch nicht jeder so eine völlig schmerzfreie und indifferente Nahrungsmittelvernichtungsmaschine sein, wie Deine Große! Ein bißchen mehr Einfühlungsvermögen in die unterschiedlichen Charaktere Deiner Sprößlinge, wenn's geht! „Du ißt das jetzt, oder Du kriegst eine geknallt, Freundchen! Ich habe langsam die Nase echt voll mit Dir! Immer wieder dasselbe mit Dir. Man blamiert sich ja nur noch mit Dir! Ich sage Dir, Du fängst eine, sage ich Dir!“ Für einen Augenblick steht das schwesterliche Mahlwerk still. In froher Erwartung fixieren die Schweinsäuglein die gewitterschwere Szene: Gleich, gleich - na, das wird doch ein innerer Vorbeimarsch, was!!!

„Nö, Mann-oooh, das will ich nicht!“, deklamiert der retardierte Sohn versonnen vor sich hin. Seine Würstfinger lassen die Wiener jetzt regelrecht tanzen, die Augen irren unstet in einem Raum zwischen Mutter und Schwester hin und her - nein, die Situation beginnt ihm unheimlich zu werden. So richtig eine fangen will er auch nicht. Provozierende Blicke vermeidet er. Doch standhaft wie der kleine Zinnsoldat beharrt er auf seiner Position - die Wurst beginnt sich mittlerweile in passierte Kost zu verwandeln. Und jetzt dreht die geplagte Mutter vollends durch: Sie fängt freundlich an zu lachen - ei, hat doch der kleine Racker wieder einmal für einen Hauptspaß gesorgt.

Die tückische Schwester hingegen sieht sich um ihr Vergnügen geprellt, mit ansehen zu dürfen, wie dem ungeliebten kleineren Bruder so richtig herzlich eine getachtelt wird. Wahrscheinlich ist sonst sie es, die Große, die Verantwortliche, die herhalten muß. Der Tag der Abrechnung war nahe. Verheißungsvoll nahe. Aber wieder nichts. Verflucht! Doch gilt es Haltung zu bewahren und so lacht sie gequält, aber pflichtschuldig einige Takte mit.

Ich hingegen beobachte angestrengt meine Hände. Denn da sich meine Nackenhaare aufzurichten beginnen, erwarte ich die unvermeidliche Transsubstanziierung zum Werwolf, der sich aus dem Affekt heraus auf diese unheilige Dreieinigkeit samt ihren Würsten stürzt um sie alle roh zu fressen. Denn sie haben mir diese S-Bahnfahrt zu einer Dantesken Hölle gemacht, sie haben mich geplagt und geschunden und mir die Tränen in die Augen getrieben. Mein theologisches Weltbild haben sie zum Wanken gebracht, denn - ist es möglich, daß der HERR der Welt die drei da nach seinem Abbild geschaffen hat? Sieht so also der Gott aus, der Eisen wachsen ließ. Oder ist das nur wieder ein weiterer Pfuscher aus göttlicher Hand?

Wie dem auch sei, mein Schöpfer erahnt wohl meine Seelenpein und läßt aus dem S-Bahnlautsprecher die Stimme der Erlösung erklingen: „Berlin Zoologischer Garten, Umsteigemöglichkeiten zu den U-Bahn Linien U2 und U9 und zum Fernverkehr ..“ Ich bin schon draußen. Ein blauer Himmel begrüßt mich und anderthalb Stunden später, als ich endlich in der Redaktion eintreffe, habe ich mich einigermaßen erholt. Normale Kinder, normale Szenen? Möglich. Will ich nicht in Abrede stellen. Aber es ist so entsetzlich unerquicklich! Ich will auch keine kleinen, dressierten Erwachsenen, keine altklugen Rotznasen, die mit einer zur Schau getragenen Würde von eigenen Gnaden einherstolzieren, die sie sich durch nichts in ihrem eigenen bisherigen Leben verdient haben. Aber das hier, das ist einfach nur abstoßend: eine kleine Horde nackter Affen in all ihrer egomanischen, korrupten, und hilflosen Häßlichkeit. Aber halt! Sollte mir der Vater aller Dinge einen Spiegel vorgehalten haben, der mich Jahrzehnte in die eigene Biographie zurückblicken ließ? Es schaudert mich bei dem Gedanken.

Aber will ich nicht der dümmsten aller Dummheiten erliegen, dem Selbstbetrug nämlich, so werde ich diesen Schrecken wohl aushalten, ja, der mit seiner Wurst jonglierenden Rotzgöre mannhaft ins Auge blicken müssen. Und so rückt mein theologisches Weltgefüge wieder an seinen angestammten Platz. In wahrhaft christlicher Demut bekenne ich: Danke Herr, daß Du mich einen anderen Weg nehmen ließest - einen Weg der Erkenntnis, einen Weg, weg von diesem Schrecken eines Bürschleins.

Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer, unterschrieb Francesco Goya einst eines seiner berühmtesten Werke. Den Namen Goya sicherlich noch nie gehört habend, illuminieren diese drei den Sinngehalt der Aussage des großen Spaniers. Für den aber, der im Gebaren dieser drei Agnaten zu lesen vermag, sind sie eine Art Leuchtfeuer, welches die vorüberziehenden Schiffe vor einem gefährlichen und flachen Gestade warnt. Dankbar für diese Lektion bleibt mir nur noch, den beiden Heranwachsenden von Herzen zu wünschen, daß auch sie eines Tages aus diesem „sueño de la racon“ erwachen mögen. Und daß ihnen dann die Tortur erspart bleibe, die sie mir mit ihrer unschönen Zirkusnummer am heutigen Tage zugemutet haben.

Macht

Demut vor Schöpfer und Schöpfung ist die Kraft der wirklich Starken!

Scholcher M. Druckepennig

Wo zwei Menschen sich begegnen, da stellt sie sich sofort und in der ersten Hundertstel Sekunde: die Frage der Macht. Selbst zwischen dem Heiligen Vater und Mutter Theresa.

Man darf diese Aussage nicht dramatisieren. Es geht hier in den allermeisten Fällen nicht um Leben und Tod, Sein oder Nichtsein. Es geht hier um die Positionierung innerhalb einer Gemeinschaft Nackter Affen. Eine solche Gemeinschaft beginnt just dort, wo sich zwei Vertreter dieser Spezies kommunizierend begegnen. Selbst wenn der sich in dieser Hundertstel Sekunde herausgebildete hierarchische Unterschied nur wenige Mikron betragen sollte - er manifestiert sich! Egalität, wie sie die französische Revolution 1789 zum Schlagwort erhob, kann nur als Produkt der Phantasie existieren. Wessen Meinungsbekundung ist man eher gewillt zu folgen - der des Gegenübers oder der eigenen?

Wer fordernd eine Frage stellt, hat den Unterschied schon fast zu seinen Gunsten herausgearbeitet. Wer diese Frage beantwortet, selbst wenn er sie wissentlich falsch beantwortet, hat damit schon den Kotau vollführt. Das hört sich vielleicht brutal an, soll aber ein Prinzip klären. Denn die Frage der Macht als universelle Ausdrucksform der organisierten Materie, die sich in Hierarchien gliedert, wirkt ubiquitär. Muß ubiquitär wirken, weil nur so eine eindeutige Standortbestimmung des einzelnen Rädchens im Großen Getriebe möglich ist. Sie ist die eigentliche Dunkle Materie, die das Weltall zusammenhält und vor dem sofortigen Zerbersten bewahrt.

Selbst die ernstgemeintesten Versuche der Gleichmacherei wie in der oben erwähnten französischen Revolution zum Beispiel, die zum Ziele hatten, die Macht wenigstens auf so viele Schultern wie möglich gleichmäßig zu verteilen und damit diktatorischer Willkür vorzubeugen, mußten früher oder später scheitern. Es gab keinen „Urkommunismus“, konnte keinen geben. Das antike Sparta war nicht das Utopia des Thomas Morus,

Maos Kulturrevolution schuf nicht den Sonnenstaat Campanellas. Platos Atlantis, Cyranos Staaten der Sonne – alle diese Modelle mußten Hirngespinnste bleiben, waren nicht einmal ansatzweise zu realisieren. Sie alle waren deswegen nicht sinnlose Zeitvergeudung! Sie dienten dem sehr praktischen Zweck, Mißstände in der eigenen Gesellschaft zunächst einmal auf unterhaltsame Art und Weise aufzuzeigen. Die entworfenen Modelle waren dabei von sekundärer Bedeutung, Würde dennoch der fatale Versuch unternommen, derart krude und der Natur eines vergesellschaftlichten Wesens widersprechende Gesellschaftsordnungen zu kreieren, so schlugen diese mit tödlicher Sicherheit alsbald ins Gegenteil um, arteten in kürzester Frist zu einem einzigen mörderischen Wahnsinn aus, ohne daß man sich dem eigentlichen Ziel auch nur ansatzweise genähert hätte.

Statt der ersehnten Freiheit kam eine Tyranis, die das abgelöste System meist in den Schatten stellte. Wir denken an das schauerliche Regime des Pol Pot und Yeng Sari im Kambodscha der späten Siebziger Jahre des Zwanzigsten Jahrhunderts. Wir denken an die Schrecken der Kulturrevolution im roten China, die außer der uniform gekleideten Gesellschaft nichts als Elend hervorbrachte. Wir denken an den Terror, der die Geschichte der Sowjetunion so nachhaltig begleitete. Die Nazis wollten Deutschland vom Versailler Vertrag, der „Macht des Weltjudentums“ und der Zinsknechtschaft befreien – das Ergebnis ist bekannt. General Pinochet und die CIA wollten die Chilenen von der drohenden Macht des Kommunismus befreien – auch dieses Resultat bedarf keiner weiteren Diskussion.

Und so denken wir nicht zuletzt an Orwells „Farm der Tiere“: Alle Tiere sind gleich! – nur manche sind gleicher. Warum nun haben wir dieses Thema zum Gegenstand einer Besprechung gemacht? Ganz einfach: Mit kaum einer menschlichen Verhaltensweise wird derart Verstecken gespielt, wie mit dem Spiel um die zwischenmenschliche Macht. Das hat einen simplen Grund: Wird sich der potentiell Unterlegene der Dynamik des Geschehens bewußt, so bedeutet das für den die Überlegenheit Anstrebenden ein möglicherweise enorm gesteigerten Aufwand. Und so wird jeder Versuch unternommen, diesen Machtkampf so diskret als möglich ablaufen zu lassen. Je stärker sich das Gegenüber zeigt, desto weniger ist es angeraten, ihn unnötig zu provozieren. Und soviel steht fest: Jemanden in seiner Persönlichkeit zu minimieren um ihm den eigenen Willen aufzubruieren zu können, gehört zu den größtmöglichen Provokationen überhaupt.

Es sind derer viele, die gern Häuptling wären – nur wenigen behagt die Rolle des einfachen Indianers. Um die Masse der Menschen aber in genau diese Rolle zu drängen, bedarf es eines Druckes. Welcher Intensität auch immer, in welcher Gestalt auch immer dieser Druck sich zeigen mag – er muß vermittelt werden. Das kann von der Ausstrahlung der Persönlichkeit her erfolgen, das kann sich über anerzogenes Autoritätsempfinden regeln, das kann bis hin zu Vertrag, Kuhhandel oder gar Erpressung reichen. Die Spielarten sind breit gefächert. Und keine, wirklich keine Ebene der Gesellschaft – und am wenigsten die kleinste, innerfamiliäre – ist von den Prozessen der Machtfindung und –behauptung ausgespart. Es ist ein tägliches Gerangel. Philemon und Baucis werden diese obligate Auseinandersetzung eventuell lange hinter sich gelassen haben. Das macht sie zu Ausnahmen, die im Gedächtnis der Menschen Jahrtausende überdauerten.

Doch sehen wir uns andere der Unterhaltung dienende Erzeugnisse des menschlichen Geistes an, Literatur oder Filme. Interessant wird es doch für die meisten eigentlich nur, wenn sich aus dem Machtgerangel, auf das sich beinahe jede Handlung stützt, ein Spannungsfeld ergibt. Es geht um dies, es geht um jenes, alle wollen es, einer kann es nur bekommen. Jede Spielshow ist nach diesem Prinzip aufgebaut. Die Masse der sich beteiligenden Verlierer

wird abgefunden – mit Trostpreisen. Die heißen nicht umsonst so. Die Zukurzgekommenen empfinden, wie oben beschrieben, ihre Niederlage als Schmach, die sie oftmals krampfhaft herunterzulächeln versuchen. Wer lächelt, ist noch nicht am Boden!

Ein Spiel, bei dem alle gleichviel gewinnen, mag einen süßlichen Geruch verströmen – auf Dauer befriedigen wird es keinen. Denn es mag eine Reverenz vor dem allgemeinen Harmoniebedürfnis sein – den Gesetzen der gesamten Natur läuft es zuwider: Es wird als unnatürlich empfunden.

Am Schönsten ist der ausgelatschte Stiefel, der das kleine, scheinbar schwache „Gute“ gegen das übermächtige „Böse“ nach hartnäckigem Ringen doch noch gewinnen läßt. Das „Böse“ ist deutlich durch unverhohlenen Machtbestreben charakterisiert. Also der deutliche Wille, den anderen unter seinen Willen zu zwingen, ihn zu demütigen. Das „Gute“ will das natürlich nicht. Alles, was das „Gute“ will, ist in Freiheit zu leben. Ja, in was für einer Freiheit denn? Damit sich diese Frage nicht allzu deutlich in den Vordergrund schiebt, wird der Film abgeblendet, hört das Buch einfach auf. Denn natürlich entscheidet am Ende das „Gute“ eine Machtfrage – nämlich die zwischen ihm und dem „Bösen“. Zumindest sollte es die Option über diese Entscheidung behalten. Insofern ist Roman Polanskis „Tanz der Vampire“ eine zwar lustige, aber dennoch absolut seltene Ausnahme.

Und wenn wir sogar die mittelalterlichen Klöster betrachten, die ja ein Zufluchtsort von gleichgesinnten, christlichen Gesellschaftsexilanten sein sollten, sozusagen ein Konglomerat von ursprünglichen Eremiten, eine Bruder- respektive Schwesternschaft, deren Abt bzw. Äbtissin nur als Primus inter pares gedacht war, dann entdecken wir auch hier sehr schnell unter der glatten Oberflächlichkeit des mönchischen Ideals die alten Prinzipien der zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen. Und bald schon, sehr bald setzten sich in diesen „irdischen Vorläufern des Himmlischen Jerusalem“ die uralten Kräfte der Machtansprüche, Unterordnungen und Auflehnungen durch.

Völlige Gleichberechtigung kann es in der belebten Natur nur dort geben, wo die räumliche Entfernung zum anderen Individuum so groß ist, daß eine Berührung ausgeschlossen werden kann. Und in diesem Augenblick erübrigt sich allein schon der Begriff „Egalität“. Er selbst nämlich wird „egal“, belanglos, müßig.

Bei all dem darf man aber nicht außer Acht lassen, daß es hier im allgemeinen nicht um absolute Macht geht, sondern nur um deren relative Form. Macht bedeutet ja lediglich, daß ein Individuum mehr oder weniger freiwillig einem anderen die Kontrolle über sich abtritt, es zuläßt, daß es für einen Teil seines Daseins in seiner Eigenbestimmung eingeschränkt wird und einem anderen Willen zu folgen genötigt ist. Dabei ist es vollkommen unerheblich, ob diese „Vereinbarung“ von dem Beherrschten freiwillig getroffen wurde, das heißt, weil er sich von dieser Auslieferung einen persönlichen Vorteil versprach, oder ob Zwang, Gewalt und Drohung zur Machtübertragung führten. Wobei man die Vermeidung der Folgen von Gewalt hinwiderum getrost dem persönlichen Vorteil zurechnen mag. Wir wollen das an Beispielen erläutern. Mit einem Arbeitsvertrag beispielsweise überträgt ein Arbeiter seinem Chef die Verfügungsgewalt über ein geregeltes Zeitkontingent seines Lebens. Innerhalb dieser Zeitspanne verpflichtet sich der Arbeiter, die Tätigkeiten auszuführen, die ihm sein Boss aufträgt. Aber auch dieses Tätigkeitsfeld unterliegt festgelegten Beschränkungen. Wohl kann der Chef den Arbeiter hindern, daß dieser seiner Laune folgt und an einem schönen Arbeitstag einfach an den Strand fährt um sich die Sonne auf den Pelz braten zu lassen. Sollte er seinen Arbeiter jedoch mit der Forderung konfrontieren, während der Arbeitszeit von einer Brücke zu springen, so wird sprengt er in aller Regel

seine Machtbefugnis. (Es sei denn, er ist der Vortänzer einer Stuntgruppe, die mit waghalsigen Unternehmungen ihre Brötchen verdient.) Die Macht dieses Chefs ist also beschränkt, was erstens den Zeitumfang und zweitens das Tätigkeitsfeld anbelangt. Von absoluter Macht können wir also nur dann sprechen, wenn ein Mächtiger einem seiner Macht Anheimgegebenen zu jeder Zeit alles befehlen kann und diese Befehle dann stantepede umgesetzt werden, selbst um die Preisgabe des einen und einzigen Lebens. Wenn wir uns an Menschen wie Hussein al Sabah, den Vater der Assassinen, oder Hermann Göring erinnern, dann gewinnen wir eine Vorstellung von einer Macht, die diesem Absolutem schon recht nahe kommt. Wobei wir feststellen, daß der Personenkreis, auf den sich dieser Machtbereich erstreckte, ein begrenzter gewesen ist.

Also erkennen wir aus dem Gesagten, daß die allermeisten Menschen gleichzeitig Herrschende sowie Beherrschte sind. Diesbezüglich unterscheiden sie sich nur in Umfang und Ausdehnung ihres „Machtbereiches“. Das typische Beispiel dafür ist der Unteroffizier, der gleichzeitig Befehlsempfänger (von Seiten der Offiziere) wie Befehlsgeber (In Richtung Mannschaftsdienstgrade) ist. In diesem Falle könnte man sogar von einer Transmission von Macht sprechen. Anders gelagert ist der Fall unseres oben erwähnten Arbeiters, der zwar einen Besen zur Hand nehmen muß um die Straße zu fegen, wenn sein Chef ihm das während der Arbeitszeit aufträgt – schließlich arbeitet er bei der Straßenreinigung, der aber zu Hause angekommen hingegen seinem Sohn beispielsweise den Auftrag geben kann, einzuholen oder das Automobil zu waschen.

Auch der Hund sollte „Platz“ oder „Sitz“ machen, wenn ihm dies befohlen wird. (Nur bei der Katze und beim Hamster, da wissen alle Beteiligten von Vornherein um die Sinnlosigkeit einer Befehlsvergabe.) Arbeiter, Sohn und Hund aber sind gut beraten, diesen Aufträgen von „höherer Stelle“ Folge zu leisten und sich ihrer in gebotener Qualität zu entledigen, wollen sie größere Sanktionen und Unannehmlichkeiten verhindern. Daß beide in der Zeit ihres übertragenen Jobs lieber eigenen Ambitionen folgen würden, wollen wir als gegeben hinnehmen. Sie stehen also in einem inneren Widerspruch, der sie abwägen läßt, inwieweit es geraten sei, dem Machtbegehren des Anderen zu entsprechen. Das ständige, Menschheitsimmanente Gebrüll nach „Freiheit“ ist nichts anderes als der kollektive Aufschrei nach Entledigung von Fremdbestimmung. Wie wir nun wissen – ein Blödsinn! Denn ohne einen natürlichen oder kodifizierten Konsens von Unterordnung unter die Prinzipien von Macht ist keine Gesellschaft zu organisieren. Die entscheidende Frage ist allein die nach der Balance, der Ausgewogenheit der Kräfte. Wieviel Unterordnung ist unbedingt erforderlich? Wo endet die Zumutbarkeit für den Einzelnen?

Darauf aufbauend wollen wir noch einmal auf die Frage zu sprechen kommen, warum wir uns mit diesem Thema befassen: Wir wiederholen: Kein anderes das Sozialverhalten des Menschen berührende Thema wird im alltäglichen Leben derart bewußt ausgeklammert, verdrängt und verbrämt. Die kuriosesten Masken werden diesem Komplex übergestülpt, um seine Brisanz zu entschärfen; um sich selbst die Möglichkeit zu bewahren, das Gesicht zu bewahren. Dabei spielt es überhaupt keine Rolle, auf welcher Seite des allumfassenden Machtkampfes sich der Einzelne wiederfindet. Es sind derer nur wenige, die sich meist unter dem gewichtigen Eindruck eigener Dummheit ihrer gewonnenen Position brüsten. Für diese ward das Sprichwort ersonnen: „Hochmut kommt vor dem Fall“. Näheres ersehe man in den Sprüchen Salomos, den Ausführungen der alttestamentarischen Propheten, ja den gesammelten Weisheiten fast aller Völker des Erdenrundes. Sie berichten einhellig davon, daß keine Macht auf Erden von Ewigkeit sei, vom Fall der Mächtigen und der eiteln Illusion von der Perpetuierung des errungenen Erfolges. Wir wollen an dieser Stelle nicht den Wanderpredigern

des christlichen Mittelalters das Wort reden, die den Blick des in dieser realen Welt lebenden Menschen auf ein vages Jenseits zu richten trachteten, und dabei pausenlos die Vergänglichkeit alles Irdischen bemühten. Das sind lebensfremde, ja lebensfeindliche Phantastereien. Unser Anliegen besteht im genauen Gegenteil. Wir wollen den Schleier herunterreißen, von den Kräften unseres Wesens, die, obzwar uns peinlich, unser Naturell jedoch nicht minder bestimmen. Wir wollen dazu beitragen, daß wir uns diesen Kräften bewußt stellen, anstatt sie verschämt totzuschweigen – ihnen aber dennoch devot und widerstandslos zu gehorchen. Wir wollen, daß Dinge, die existieren, an- und ausgesprochen, beim Namen genannt werden. Wir wollen, daß der Mensch uns gegenüber, der versucht, Macht über uns zu gewinnen, in seinem Bestreben geschwächt werde. Es sei denn, er spielt mit offenen Karten und überzeugt unseren Verstand, daß wir selbst günstiger fahren, wenn wir seinen Ideen folgen, seine Fragen beantworten.

Uns geht es um Symbiose vernunftbegabter Kreaturen. Uns geht es um ein Alternativmodell zu permanenter Ausbeutung, Übervorteilung und von Eigennutz getragener Herrschsucht des Menschen über seinesgleichen.

Daß dies nur wieder eine weitere Utopie ist, erkennt unser Verstand – nicht so unser Herz – an. Denn wir wissen wohl um die Ursprünge allen Machtstrebens und daß diese tiefer gegründet sind, als selbst die ältesten Gesteine, die je auf der Erde zu finden waren. Denn die Frage „du oder ich“ ist die Kardinalfrage allen Lebens. Sie ist der rote Faden des Lebens überhaupt, der sich von den ersten Oparin'schen Molekülen bis zum heutigen Tage hindurchzieht. Das ist das Lebensprinzip überhaupt! Denn dieses „du oder ich“ ist der einzige Garant, mit dem sich das Leben für eine ganze Weile gegen die allmächtige Mutter Chaos, gegen die unbelebte Natur behaupten, ja nachgerade raumfordernd verbreiten konnte. Das ist die Lehre Darwins, der auch wir anhängen. Denn sie ist auf Vernunft gegründet. Vernunft, die unser philosophischer Vater Baruch Spinoza als den erstrebenswerten Mittelpunkt allen menschlichen Denkens und Handelns begriff.

Vernunft aber verschweigt nicht, bemäntelt nicht, kaschiert nicht und redet nichts schön. Vernunft sieht das Reale und das Machbare. Vernunft beurteilt nüchtern, sachlich. Ihre Wahrheiten mögen mitunter brennen, aber sie bewahrt vor den Zinsen, die von Selbsttäuschungen für einen zeitlichen Gewinn an Wohlbefinden eingefordert werden. Und genau um dieses Ziel ist uns zu tun, wenn wir die ursprünglichste Quelle aller Selbsttäuschungen, die Täuschung über die Dynamik und die Spielarten der allgegenwärtigen Machtfrage nachdenken. Man mag einwenden, daß eine Reduzierung des Lebens auf nüchterne, ja beinahe mechanistische Betrachtungen diesem dem Chaos trotzen Wunder allen Reiz, allen Zauber nähme. Dem widersprechen wir. Eine Tulpe, eine Kirschblüte erfreut unser Auge nicht minder, nur weil wir um ihren Namen und ihre Natur wissen. Wem dies widerfährt, der hat beides nicht verstanden.

Ganz im Gegenteil behaupten wir kühn: nur wer zu sachlicher Betrachtung fähig ist, kann das Wunderbare der lebendigen Schöpfung wirklich ermessen und in sich aufnehmen. Der Himmel dieses Menschen braucht der Götter und Feen nicht zu entbehren – ängstigende Dämonen jedoch werden sich wortwörtlich in Wohlgefallen auflösen. Und all dies Gesagte läßt sich deckungsgleich auf die Macht, ihr Wesen und die Strukturen ihrer Umverteilung, ihres Erwerbes sowohl, als auch ihres Verlustes anwenden. Man erkenne nüchtern ihre Existenz an, man hadere nicht mit dieser Erkenntnis, man träume nicht substanzlose Träume, sondern man versuche im menschlichen Miteinander jeder für sich unter Leitung der Vernunft einen gangbaren Weg zu finden, der die Folgen für den Einzelnen abmildert. Allein damit wird ein gewaltiges Aggressionspotential verringert, welches nicht zuletzt immer wieder zwischenmenschlichen Frieden stört – von der Familie

bis hin zum Zusammenleben der Völker. So gilt es, an einer einzigen Stelle um jeden Preis Macht zu erringen: über den eigenen Inneren Schweinehund. Wer Macht über sich erlangt, über seine Begierden und sein eigenes Maul, der soll zu denen wahrhaft Mächtigen dieser Erde gezählt sein. Denn dieses ist der unbestritten härteste Kampf, den ein Mensch führen kann. Und dieser Kampf ist essentiell für einen jeden, der in seiner Person Ehre einlegen will für den Begriff „Mensch“. Gestalt- und charakterlos aber sind jene, die ihn nicht führen – bewußt oder unbewußt. Denn nur an dieser Front kann der Mensch an sich wachsen und zu wahrhaftiger Größe emporsteigen, seine behauptete Gottähnlichkeit unter Beweis stellen. Alles andere sind hirnlose Kindereien, Reviergerangel, Kampf der Gene, die sich ihrer selbst nicht bewußt sind. In nichts unterschieden von den Machtkämpfen der Tiere. Das Fatale an diesem Kampf ist, daß er nur für die wenigsten gewonnen werden kann. Ihn dennoch zu führen, unentwegt, aller Rückschläge und Verluste zum Trotz – allein das adelt schon den Kämpfenden, salbt seine Wunden mit dem Öle Gottes.

Wer aber zu nichts anderem gut ist, als seine Frau, sein Kind, seinen Hund zu prügeln um ihnen den eigenen Willen zu brechen und sie zum Gehorsam zu zwingen; wer seinen Geist nur benutzt, um den Nachbarn zu demütigen, wer seinen Bruder Abel erschlägt, der ist die erbärmlichste aller Kreaturen. Denn das tut kein Vieh! Als Quintessenz bleibt uns also, die ständige Präsenz einer Machtfrage, die aus dieser oder jener Richtung an uns herangetragen wird, zu akzeptieren und diese Frage dann mit der gebotenen Umsicht zu beantworten. Als universaler Leitfaden möge zur Hilfestellung dienen das Wort des alttestamentarischen Propheten Micha (Micha 6,8): Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich: Gottes Wort halten, Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott. Amen

Offener Brief an Seine Excellenz, den Herrn Brandenburgischen Ministerpräsidenten Matthias Platzeck

Michael L. Hübner

Plaue an der Havel, den 15. September 2004

Herrn Ministerpräsidenten Matthias Platzeck

Heinrich-Mann-Allee 107

D-14473 Potsdam

Lieber Herr Ministerpräsident, Excellenz!

Heutigen Tages lag in unserem Redaktionsbriefkasten ein Anschreiben, in dem Sie sich in Hinblick auf die kommende Wahl zum brandenburgischen Landtag an ihre Landeskinder wenden, zu denen wir zweifelsohne gehören.

Und so denken wir, es wäre nur höflich, Ihnen zu antworten. Wir werden unsere Stimmen ungültig machen. Das ist ein für Demokraten sehr drastischer Schritt - kommt er doch einer Verweigerung gegenüber der Demokratie gleich. Destruktiv ist dieses Wahlverhalten ebenfalls - darüber sind wir und völlig im Klaren. Als amtierender Ministerpräsident haben sie sicher ein Recht zu erfahren, warum ein Teil der von Ihnen regierten Bürger so und noch rigorosere reagieren wird. Das Vertrauen in das Schönwetter-Wirtschaftssystem Bundesrepublik Deutschland ist bei uns dahin. Diese

Wirtschaftsordnung, die einst auf den Prinzipien einer kreditgläubigen Nationalökonomie beruhte, ist dem internationalen Wettbewerb nicht mehr gewachsen. Sie erweist sich zunehmend als reformresistent. Das Land selbst ist pleite, auch wenn es das laut Grundgesetz nicht sein darf. Uns droht eine Massenverelendung apokalyptischen Ausmaßes, denn die sogenannten Reformpakete des Herrn Hartz werden zu einem Kollaps der Binnennachfrage und damit zu einer bisher nicht dagewesenen Minimierung des nationalen Steueraufkommens führen.

Das nationale Tafelsilber ist weitestgehend verschertelt und das einzige, was der Bundesrepublik geblieben ist, sind nahezu anderthalb Billionen Euro Schulden. Sekündlich werden es Zweieinhalbtausend mehr. Der Staat ist absehbar nicht mehr in der Lage, auch nur die rasch anwachsende Zinslast zu bedienen. Wo soll das enden? Beim gemeinen Manne sparen? Wer konsumiert dann noch? Woher soll dann noch die Mehrwertsteuer den öffentlichen Kassen zufließen? Von anderen Steuern, wie Versicherungssteuern oder Vermögenssteuern, wollen wir schon gar nicht mehr reden. Wer kann sich noch versichern, wer hat noch Vermögen? Und wenn er was hat, wer würde die paar Kröten nicht umgehend vor staatlichem Zugriff schützen?

Aber wie vermeiden, beim gemeinen Manne zu sparen? Er ist der einzige, der das Geld, was er nicht hat, nicht in Sicherheit zu bringen vermag. Wem also die Stimme bei der Landtagswahl geben? Der SPD? Wir waren mal Sozialdemokraten. Aber Geld zaubern kann diese Partei auch nicht. Sie kann den rasanten Absturz nur noch begleiten. Die CDU? Um Gottes Willen! Das hieße Bleiplatten auf die Titanic laden. Die Grünen? Das Gegenteil von Gut ist nicht böse, sondern gut gemeint. Und die Grünen meinen es mit der ganzen Welt so verdammt gut... FDP? Klientelvertretung des Kleinbürgertums. Uneffektiv! Extremisten beider Couleur? Nie und nimmer, gar keine Option! Wen also? Wir wissen es also nicht. Wir wissen nur, daß dieses Gemeinwesen Bundesrepublik dem Untergang entgegenaumelt und wir sehen niemanden, wirklich niemanden, der die beginnende Agonie einer ganzen Volkswirtschaft auch nur abzubremsen verstünde. Was das Land braucht, ist ein Schock! Eine Schockwelle, die sich bis ins Bundeskabinett fortpflanzt und alle sich öffentlich äuernden Personen zwingt, erst einmal tief Luft zu holen, ehe sie die nächste hohle und substanzlose Phrase dreschen. Ehe sie wieder mit vollmundigen Ankündigungen die Menschen verstören und zur Verzweiflung treiben, die eh schon nichts mehr zusetzen haben.

Die Zustände in unserer Gesellschaft nehmen skurrile Formen an. Sie werden wohl wissen, verehrter Herr Ministerpräsident, mit welcher unseligen Institution der Vergangenheit die avisierten 1-Euro-Jobs zu vergleichen sind. Das ist Beschönigung der Arbeitslosenstatistik und belebt weder die Binnennachfrage noch das Steueraufkommen. Es ist unhaltbar, daß hochqualifizierte Endzwanziger teure Jobs für einen Hungerlohn - wenn überhaupt, im Rahmen einer endlosen Kette von Praktika machen, weil sie niemand mehr fest einstellt. Es geht doch auch so! Nein, geht es nicht! Nicht auf Dauer! So etwas kann nicht gut gehen! Verstehen sie? Hier beschwört maßlose Gier von Einzelnen und daraus erwachsender Druck auf deren Mitbewerber eine existentielle Bedrohung von Massen! Was vermag Politik dagegen auszurichten? Wir fragen Sie!

Einen Schock also brauchen wir, der Gesetzgeber wie Exekutive und nachgeschaltete Ämter veranlaßt, ihre geplanten Maßnahmen dreimal zu durchdenken, ehe sie deren Umsetzung in Angriff nehmen. Es muß Vernunft und Menschlichkeit einkehren in verstaubten deutschen Amtstuben! Uns ist jede Gewaltanwendung zutiefst zuwider. Abgesehen davon, daß auch eine Revolution nichts als die alten Verhältnisse im neuen Gewande brächte.

Wie also einer abgelebten und reformresistenten Demokratie zeigen, daß man kein Vertrauen mehr in sie setzt? Es gibt nur den einen Weg, ihr den Rücken zuzukehren. Vielleicht mobilisiert das dann drohende Chaos konzertierte gesellschaftliche Kräfte und Bewegungen, die der immer unverhohlener grinsenden Fratze des sich internationalisierenden Manchester-Kapitals wirkungsvoll die Zähne zeigen. Zugegebenermaßen eine vage Hoffnung, aber es ist wenigstens eine Hoffnung. Es sind nicht nur neue Ideen statt unhaltbarer Versprechungen gefordert, es muß ein radikales Umdenken in breitesten Kreisen der Bevölkerung stattfinden. Und genau dieses Umdenken wird es nicht geben, solange eine Partei die nächste ablöst und ansonsten alles beim Alten bleibt.

Möglicherweise werden Sie protestieren und auf Unterschiede in den Parteiprogrammen verweisen! Mag sein. Wir sagen Ihnen nur, welches Bild an der Basis ankommt. Eins noch zum Abschluß: Uns „Landboten“ betreffen die dramatischen Veränderungen ganz direkt. Auf unsere Art und Weise versuchen wir am politischen Leben unserer Heimat zu partizipieren. Nicht sehr effizient, zugegeben! Aber das ist der Preis für ungeschminkten Nonkonformismus! Aber auch unsere Stimme wird unter den Schlägen der Rezession bald verstummen müssen. Was bleibt uns noch? Sollen wir uns zum Stimmvieh degenerieren lassen? Ist das alles, was wir in einer Gesellschaft noch zu leisten vermögen, deren Modewort „Einstellungsstopp“ zu werden beginnt? Dafür sind wir uns zu schade.

Sie, verehrter Herr Ministerpräsident, sind uns ein zutiefst sympathischer, mit Sicherheit integrierter und honetter Mann. Voll guten Willens und großer Tatkraft. Aber Sie werden das System nicht ändern können. Eine zweite Legislaturperiode sei Ihnen gegönnt, wir drücken Ihnen die Daumen. Mehr können wir nicht tun, so, wie auch Sie für uns nicht mehr zu tun imstande wären.

Wir grüßen Sie herzlichst

Im Namen des „Preußischen Landboten“

M. L. Hübner

Ostdeutschland und Westdeutschland – ein mentaler Konflikt

gefunden und eingestellt am 13.06.2004

B. St. Fjollfross

Als Ausnahme von der nachfolgenden doch recht harschen Charakteristik wollen wir die mehrheitliche Bevölkerung der ehemaligen drei Westsektoren Berlins nennen. Berlin war immer etwas Besonderes und wird es hoffentlich noch lange bleiben. „Es möge nun zusammenwachsen, was zusammengehört!“ So sprach einst Willy Brandt und er sprach vielen Deutschen damals aus der Seele. Nun sind seither zehn Jahre vergangen und wir fragen uns ein ums andere Mal, ob das wirklich noch „zusammengehört“. Sind das da unsere Landsleute, die aus „den zehn Alten Bundesländern“? Wir schlagen die Times auf, oder den Quotidien, oder den Corriere della Sierra und wir finden Karikaturen von „den Deutschen“, die uns alles andere als schmeicheln: Verbiesterte, hochnäsige, arrogante und freudlose Gestalten blicken uns verzerrt entgegen. So werden wir Deutschen also vom Ausland gesehen. Bar jeden Humors, jedes laissez faire, jedes savoir vivre

marschieren dieses Hunnen durchs Leben. Reiche, feiste und unangenehme Stinker halt. Und wie sie sich erst bei den Negern aufführen, den ärmsten Schweinen auf dieser Welt. Wie sie ihre D-Mark zücken und dann den Boy zusammenstauchen, umherschleichen und sich an ihrer noch nicht überwundenen Herrenrassigkeit delectieren. Sie sind wieder wer! Und sie sind wieder was! Vor allem aber sind sie dumm, saudumm. Sie flegeln in der Welt herum, weil sie im Entferntesten keinen Anstand haben, der sie die Gepflogenheiten anderer respektieren ließe. Und die meisten haben nicht einmal den Grips zu begreifen, daß es solch einen Anstand gibt.

Eines dieser Kolonien, die nun wieder ihnen gehört, ist die ehemalige DDR. Und so führen sie sich hier auch auf – Kolonialherren inmitten eines Negerstammes. Und sehen nicht einmal, wie man sie auslacht ob ihrer maßlosen Dummheit. Man braucht ihre Kohle und deshalb spielt man ihnen ein wenig Mummenschanz vor, so wie sie es gerne hätten. Aber man schüttelt den Kopf über soviel konzentrierte Blödsinn. Denn hier kommen diese Gestalten nicht anders an, als in den oben erwähnten internationalen Blättern. Diese nehmen nur leider das andere, das intelligentere Gesicht Deutschlands nicht wahr, weil es im westeuropäischen Unterbewußtsein noch immer hinter dem Eisernen Vorgang liegt, weil die Ostdeutschen Bettler sind, eben den alten Kolonien Westeuropas nicht unähnlich.

Diese Bettler aber haben sich den Grips, den Humor bewahrt, während ihre Kulturdenkmäler dem Verfall preisgegeben waren. Was hatten sie denn auch sonst! Geistlose Unterhaltung, um das Hirn abzutöten und die Zeit totzuschlagen, war im Osten verpönt. Hier wurde der versteckte Witz trainiert und die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen. Kunst und Sprache wurden geehrt. Und im Westen des Vaterlandes? Hier war es beinahe umgekehrt. Während die vom Kriege zerstörten Bauwerke wieder errichtet wurden, Altes gehegt und gepflegt, verkam in der Zwischenzeit der universelle Geist. Die Leute wurden stur und dröge. Fachidioten und Schauspieler der geheuchelten, ewigen guten Laune. Selbst der Gebrauch der deutschen Sprache verkam zusehendes. Nicht einmal die höchsten Repräsentanten des Staates waren teilweise mehr in der Lage, sich geschlossen und ohne die permanenten und ekkligen „äh's“ zu artikulieren. Die Kunst der freien Rede – in einem Parlament, mit landesweiten Übertragungen der Plenarsitzungen höchste Forderung – ging rettungslos verloren. Kein Parlamentarier geniert sich heute noch ernsthaft, wenn er wie ein Fünftklässler brabbelt, sobald ihn sein Manuskript im Stich läßt. Schließlich ist er nicht ins Parlament gekommen, um ein erhabenes Vorbild zu sein, sondern um seine Taschen mit reichhaltigen Diäten zu füllen, die eigene Versorgung sicherzustellen. Geist und Bildung spielen keine Rolle mehr.

Dabei bemerkte man schon früher, während der vereinzelt „Westbesuche“, daß Onkel Georg und Tante Trude aus Bergisch Gladbach hoffnungslos überfordert waren, wenn man sich für $\frac{3}{4}$ zwei Uhr verabredete. „Das heißt bei uns aber viertel vor Zwei!“ Unausgesprochen folgte: „Und so ist es auch richtig, denn wir haben es ja schließlich zu was gebracht, also könnt ihr etwas von uns lernen und nicht umgekehrt!“ Dann folgten die obligatorischen Lobpreisungen des eigenen freiheitlich-demokratischen Grundwertesystems, und daß sie sich eine derartige Unterjochung wie hier in der DDR niemals gefallen lassen würden. Erzählte man ihnen dann aber auf offener Straße einen Witz über Honecker, wurden sie kreidebleich, und sahen sich schweißgebadet nach allen Seiten um, als erwarteten sie, sofort von einer entmenschten Horde Stasi überfallen und nach Sibirien deportiert zu werden. Nie wieder, so schworen sie heimlich, würden sie dieses verreckte Land betreten. Und sie kamen doch! Als die Mauer verschwunden war, wurde die zweite Garnitur auf Ostkolonisation geschickt. Mit horrenden Gehaltszulagen geködert, beorderte man die, die es im Westen zu nichts gebracht hatten, über die Elbe, um die halbwildten Vettern von den

Bäumen herunterzuholen. Schließlich mußte denen mühsam das Arbeiten beigebracht werden. Und jetzt wollten sie den Ton angeben, wie man die Uhrzeit korrekt auszusprechen hätte. Und immer noch dieses substanzlose, hochnäsige Herrenmenschengetue! Zum Teufel mit Euch!

Eine alte aufgetakelte Schachtel, die jüngst in einer Brandenburger Kaufhalle, Verzeihung: Supermarkt!!!, an die Kasse trat, um ihren Einkauf zu bezahlen, mokierte sich lautstark über den Umstand, daß die kassierende Kollegin nach Wechselgeld rufen mußte. Die Megäre konnte es sich nicht verkneifen, die Umstehenden davon zu unterrichten, daß sie aus Kassel käme und sich immer, wenn sie planten, in „den Osten“ zu fahren, mit extra viel Kleingeld versähen.

Und jetzt das hier! Nie gibt es im Osten ausreichend Kleingeld! Eine Sauerei! Also so etwas gäbe es in Kassel nicht! Völlig undenkbar! Eine junge Frau konterte spitzzüngig: „Na ja, wußten Sie denn nicht, daß wir im Osten nur große Scheine haben? Was anderes habt ihr doch nicht reingepumpt in die „Neuen Länder“! Alles grinste.

Die Pique-Dame aber verstand nicht einmal, daß sie verscheißert wurde, nahm gar an, die junge Frau hätte ihre Position unterstützt und keifte ihre Stereotypen fort. Großer Gott, wie dämlich sind diese Pfeffersäcke eigentlich? Womit haben die vier Jahrzehnte lang ihre immense Kohle gemacht? Mit Verstand doch wohl kaum!

Wenn es also in Kassel so schön und so wunderbar ist, was wollt ihr dann hier? Euch in einer bezaubernden Landschaft herumtreiben, weil ihr die Eurige schon vor Jahrzehnten kaputtgewirtschaftet habt? Wir verschließen uns niemandem. Aber wir erwarten von jedem, der uns besucht, daß er sich benimmt und uns mit Anstand und Respekt entgegentritt. Ansonsten möge er uns gestohlen bleiben. Mitsamt seiner Kohle und seiner großen, hohlen Schnauze! Denn mit solchen Spinnern gehören wir nicht zusammen!

Tucholsky und Jacobsohn

- eine Anekdote

B. St. Fjöllfross

In seinen Erinnerungen berichtet Dr. Kurt Tucholsky, unser geistiger Vater, folgendes: Eines Tages kam er mit einem etwas umständlichen Artikel für die „Weltbühne“ zu seinem engen Freund, Chef und Mentor Siegfried Jacobsohn. Dieser runzelte beim Gegenlesen die Stirne. Tucholsky ahnte schnell, worauf das hinauslief und rief erklärend: „Ich wollte damit sagen, daß...“ Jacobsohn unterbrach ihn: „Dann sag es!“

Es sei ihm eine Lehre für sein weiteres schriftstellerisches Wirken gewesen, berichtete Tucholsky. Auch wir müssen zugeben, die Versuchung herumzueiern und sich in unwesentlichen Details zu verlieren, ist oft groß. Aus diesem Grunde ist es der Ausspruch Herrn Jacobsohns wert, in der Redaktion jeder ordentlichen Zeitung - (auch in der unsrigen, so müssen wir wohl selbstkritisch anmerken) - in fetten Lettern zu prangen - eine ständige Mahnung zu Disziplin im Umgang mit Wort und Feder.

Unternehmergeier

B. St. Fjöllfross

„Ich bin so reich, weil ich meine Arbeiter so gut bezahle“, soll der weltberühmte Unternehmer Robert Bosch einmal gesagt haben. In der heutigen deutschen Wirtschaftslandschaft scheint diese fundamentale Erkenntnis dem Vergessen anheim gefallen zu sein. Kurzsichtige Gier bestimmt das Geschehen vielerorts. Die schnelle Mark muß es sein und die „Arbeitnehmer“ sollen froh sein, Arbeit zu haben; denn draußen warten schon hundert andere auf ihren Arbeitsplatz... Das ist alles hirnloses und dummes Geschwätz von Leuten, die ob ihres bescheidenen unternehmerischen Erfolges willen etwas wirr im Kopf oder gar größenwahnsinnig geworden sind. Bauernschläue und/ oder ein dickes Erbe hat einige von ihnen auf ihre Position gehievt und so waren sie nie veranlaßt, sich eine Unternehmensphilosophie zu erarbeiten. Zum Wohle eines Unternehmens aber geht es auch ganz anders. Man muß als Manager oder Kleinunternehmer keine Seminare über die Gruppendynamik und die sozialen Verhaltensmuster von Ameisen und Wölfen besuchen, um diesbezüglich erfolgreich zu sein. Ein klarer Kopf, etwas Mäßigung und eine optimistische Grundeinstellung gepaart mit Vertrauen in die Kollegen der unteren Dienstränge können innerbetriebliche Wunder wirken.

Erklärend dazu eine kleine, aber symptomatische Episode: Herr Bajun war vor etwa zwölf Jahren noch ein hoffnungsvoller Studiosus der Medizin, als seine Ehefrau schwer erkrankte und er irgendwie den Unterhalt der kleinen Familie sicherstellen mußte. Über die studentische Arbeitsvermittlung erhielt er einen Knochenjob als Vertriebsfahrer bei einer großen Getränkefirma aus Atlanta. Getränkeläden, Groß- und Supermärkte, Kneipen, und sogar Freudenhäuser wollten mit den Produkten des Hauses beliefert werden. Der Job war brutal, aber relativ regelmäßig und gut dotiert. Ein örtlicher Vertrieb befand sich in seiner Universitätsstadt. Hauptdisponent dieser Zweigstelle war ein gewisser Chef P. der schon vor der Wende in einer preußischen Residenz den öffentlichen Nahverkehr dirigiert hatte. Ein Preuße. Ein Schleifer. Ein wirklich harter Hund! Von vielen westdeutschen Angestellten gehaßt wie die Pest, weil er ihnen den Marsch blies und sie unbarmherzig antrieb. Der Ossi, der! Weil er sie forderte, bis das Blut kam. Aber er war ein sehr gerechter, ein sehr kluger Mann. Führungsqualitäten? Wenn sie sich personalisieren ließen, dann müßte man ohne zu zögern auf ihn verweisen.

Eines heißen Julifreitages im Jahre 1992, so kurz nach Mittag nun kam unser junger Kotofejj an der Grippe erkrankt in die Firma um einen Krankenschein abzugeben, was er als studentische Aushilfe gar nicht gebraucht hätte. Er tat es, weil er den Nebenjob nicht leichtfertig auf Spiel setzten wollte. Lotterlose Studenten hatten da so einen gewissen Ruf... Also kam er fiebernd und schwitzend angetrabt und reichte den gelben Schein über den Tresen des Chefs P. Es war zwei Uhr nachmittags und Bajun hatte nichts weiter vor, als so schnell als möglich wieder in sein Bette zu kommen. Doch daraus wurde nichts: Chef P. blickte kurz auf den Schein und sagte dann unbewegt: „Draußen stehen 1000 Einheiten, die müssen noch weg. Mach hin!“ Bajun sah ihn entgeistert an: „Chef, das hier ist ein Krankenschein!“ Chef P. schaute kurz die Stirne runzelnd auf und erwiderte trocken: „Junge, wenn ich nicht wüßte, wie ein Krankenschein aussieht, glaubst du dann, ich säße hier auf diesem Posten? Und jetzt quatsch nicht! Es ist ein Uhr. Bis sechse muß der Kram beim Kunden sein! Los Mensch!“ Zugegeben, das war harter Tobak, ein rauher Ton. Bajun war verdattert. 1000 Einheiten! Ist der Alte verrückt geworden? Dazu brauchten zwei Mann mit zwei Wagenladungen einen ganzen Tag! Und jetzt sollte er, malade wie er war, den Berg alleine bewältigen? Der Boss war offensichtlich nicht bei Trost? Bajun muß ein

wahrhaft dämliches Gesicht gezogen haben, als er eine halbe Minute später noch immer seinem Meister gegenüberstand. Der blickte noch einmal kurz auf und stöhnte: „Also gut! Was willst du?“ Fast automatisch brabbelte Bajun: „Den neuen MAN (LKW) und die Elektroameise!“ „Na ja, ist gut. Hol dir einen Kollegen von den Staplerfahrern. Die sollen dir den Kram umladen. Die Ameise suchst du dir aus. Laß meinen Karren heil! Und jetzt komm in die Gänge!“ Damit wandte sich Chef P. wieder ungerührt seinem Schriftekram zu. Tausend Einheiten! Es war zum Wahnsinnigwerden!

Glücklicherweise waren es nur zwei Großabnehmer, die noch dazu auf derselben Straße in einem benachbarten Stadtbezirk residierten. Bajun stiefelte los und brachte das Kunststück zuwege, ein paar Minuten vor sechs Uhr wieder auf dem Hof der Firma zu sein. Auftrag erledigt! Chef P. kam auf ihm zu, gab ihm die Hand und sagte: „Ich habe dir fünfzehn Stunden gutgeschrieben. Ist das in Ordnung?“ Außer Atem nickte Bajun dankbar. Das entsprach einer Monatsmiete, die unverhofft den Familienetat entlastete. Als er die Hand des Chefs freigab, spürte er in der seinigen drei blaue Scheine. 300 Mark extra! Das war eine zweite Monatsmiete für einen armen Studenten! „Ist 'ne kleine Anerkennung, eine Prämie sozusagen, für deinen Einsatz. Danke, Junge! Du hast uns echt den Pelz gerettet. Gute Besserung!“ Soweit Chef P. Bedarf dieses Ereignis eines Kommentars? Stellt sich hier ernsthaft die Frage nach der Loyalität und der Einsatzbereitschaft der Landsknechtsseele Bajun bei einem solchen Hauptmann? Geben und Nehmen! Leben und leben lassen! Beide haben profitiert. Beide waren füreinander da. Der Alte forderte viel! Mehr, als sich so mancher verwöhnte „Arbeitnehmer“ gefallen lassen würde. Aber wenn man sich ins Zeug legte, dann honorierte er auch entsprechend. Ohne daß man die eigenen Verdienste gebetsmühlenhaft präsentieren und herausstellen mußte. Er tat es von sich aus. Kleinigkeiten wärmen die Seele: die Einladung des Studenten Bajun beispielsweise zur Betriebsweihnachtsfeier mit einem prall gefüllten Rucksack als persönliches Geschenk; Teilhabe am Komitat, was nur Festangestellten zustand. Sonderfahrten in Zivil für die Firma mit dem Passat des Chefs und damit zeitweilige Entlastung von der Schinderei. Das alles hieß, da gab es einen Vorgesetzten, der sich ganz offenbar Gedanken um seinen Mitarbeiter machte. Wie es ihm gehen würde, wie man ihn aufmuntern - wie man ihn sich verpflichten könnte - und das ohne Druck und Zwang!

Wie war das noch? „Ich bin so reich, weil ich meine Arbeiter so gut bezahle!“ Daß die Pyramiden von Sklaven in unmenschlicher Fron errichtet worden wären, hat sich seit langem schon als unhaltbares Ammenmärchen erwiesen. Daß die Galeeren der Antike von Sklaven gerudert worden wären, glauben heute nur noch Dummköpfe. Behandle deine Leute gut, denn sie sind dein wahres Kapital! Ehre und achte die, die scheinbar auf einer sozial niedrigeren Stufe angesiedelt sind - denn ohne sie bist du nichts! Sie sind wahllos austauschbar? Draußen warten schon hundert andere? Versuch es doch! Auf dem Gang zum Insolvenzverfahren kannst du darüber nachdenken, daß Wirtschaft immer eine Art Krieg bedeutet. Die Feinde heißen hier bloß Konkurrenten, oder politisch korrekt: Mitbewerber. Ha, ha! Und in den Krieg zieht man besser mit einer gutgelaunten Söldnertruppe, lustigen Landsknechtsnaturen, die auf ihr Fähnlein schwören und auf sonst nichts, weil ihr Hauptmann eine Integrationsfigur ist und kein Hampelmann oder herrschsüchtiger, selbstbezogener Bandit. Wer glaubt, diesen Kampf mit „Leibeigenen“ bestreiten zu können, der ist schon längst am Ende, selbst wenn er wähnt, die Dinge liefen noch bestens. Diese Erkenntnis sollten sich „kleine“ wie „große“ Unternehmer und auch leitende Angestellte von Wirtschaftsgiganten zueigen machen. Manchesterkapitalismus läßt eine Volkswirtschaft über kurz oder lang kollabieren! Es ist daher schwer zu begreifen, daß bei solch „leitenden Persönlichkeiten“ das Rad immer wieder neu erfunden werden muß. Wieviel Stumpfsinn steckt dahinter?

Wartezimmer

Jules-Francois S. Lemarcou

Wohl gemerkt, dieser Artikel richtet sich nicht an Leute, deren Agenda wirklich zum Bersten gefüllt ist, deren Tag verplant und denen emsiges Schaffen ins Blut geschrieben ist. Er klammert Menschen aus, die selber Termine einhalten müssen und das notwendigerweise auch von andern zu verlangen gezwungen sind. Diese Leute sollten nur bedenken, daß man es bei einem kranken Menschen nicht mit einem mechanischen Gegenstand zu tun hat, bei dem eine konkrete Bearbeitungszeit zu kalkulieren ist.

Dieser Artikel richtet sich an die Müßiggänger, die hauptsächlich an ihrer Langeweile kranken, sich dies aber nicht eingestehen können. Sondern ihre Wut über die eigene, gefühlte innere Leere an dafür gänzlich Unbeteiligten auslassen. Eine menschliche Schwäche? Nein! Eine menschliche Dummheit!

Seit über einer Stunde sitzen sie nun schon da. Und leise hebt das Murren an. Gegenseitig versichern sie sich ihrer Leiden. Nein, nicht der körperlichen, um derentwillen sie den Arzt aufgesucht haben. Das haben sie schon ausgiebig in der vergangenen Stunde getan. Das Thema ist erschöpft. Es geht um das lange, lange Sitzen. Denn das Wartezimmer ist gerammelt voll. Was Wunder? Der Doktor ist als der Beste weit und breit auf seinem Gebiete bekannt. Deshalb kommen ja auch sie. Viele haben sogar einen Termin. Aber der ist wie gesagt schon seit mehr als einer Stunde überfällig.

So geht nun leise aber bestimmt das Maulen los: „Wie könnse denn so vivil rannehm, wenn se genau wissen, det se die Termine nich halten können!“ „Janz genau! Det is ja wohl nich sßu fassen, wat bilden die sich denn ein? Det is ja woll ne sßumutung!“ „Unerhört is det, da ham se woll recht! Meen Schwager hat neulich ooch mehr als zwee Stunden beim Dokta jesessen. Det is ja wie in ne Klapsmühle. Nen Rappel krichste da!“ „Also wenn sich nich jleich wat tut, bin ick uff de Beene und verpaß se Jang, da vorne!“ Und richtig! Der ältere Herr macht sich auf seine drei Beine - zwei aus Fleisch und eins aus Metall - und geht schnurstracks zum...

Zum Arzt meinen sie? Um sich zu beschweren, daß der soviel Zeit mit seinen Vorgänger-Patienten „vertrödelt“? Ja, da sind Sie wohl auf dem Holzweg! Der wackere Greis lenkt seine Krücke zum Tresen, hinter dem die Anmeldeschwestern sitzen und blafft diese an. Was soll er denn auch beim Arzt? Von dem will er ja schließlich noch was!

Also wagt er sich an das schwächste Element in der Kette - die kleine 17-Jährige Lernschwester! Bravo, alter Mann! Der hast du es aber tüchtig gegeben. Und wie die rot angelaufen ist! Und gestottert hat und irgendwas gebrabbel. Und fast geheult, als sie sich vorsichtig ins Sprechzimmer geschlichen hat, um ganz leise dem Herrn Doktor dein Begehrt vorzudrücken. Was war noch gleich deine Begründung? „Die ham meene Karte entjegenommen, die ham zuzusehen, daßet looft!“

Schön blöd waren sie also, daß sie deine Karte entgegengenommen haben, nicht wahr? Das haben sie nun davon. Und überhaupt. Soviele Patienten einzuschreiben, wo sie doch ganz genau wissen... Ja, wenn du am Drücker wärst, dann... Dann würde der Laden hier ganz anders laufen. Du würdest erstmal entscheiden, wer sich mit seinem Leiden beim Doktor einfinden darf und wer nicht. Ganz vorne weg stündest natürlich du auf der Warteliste, alter Mann! Und dann? Selektieren würdest du! Würdest du nicht? Jeder hätte ein Recht zum Doktor zu gehen? Ach was! Und bei manchen dauert es halt etwas länger. Nicht doch! Solange du im Wartezimmer sitzt, du und deine Mitkeifer, solange kann es gar nicht schnell genug gehen. Aber wenn

ihr dann dran seit: Dann wollt ihr dem Doktor alles erzählen. Aber auch wirklich alles! Von Tante Friedas Rheuma bis hin zur letzten Urlaubsreise, und, „Herr Doktor, der Sönke, von meiner Tochter der Jüngste, der is jetzt auffm Gimnasjum! Wat sagen se dasßu? Will ooch mal Dokta wern.“ Und während die kleine Plaudertasche, die das Zusammenkneten der Lernschwester eben noch wohlwollend begleitet und den anderen Anwesenden rechtfertigend erläutert hat, die Karriereträume ihres Enkels zum Besten gibt, die nun wirklich nichts mit ihrer Erkrankung zu tun haben, fluchen draußen schon wieder die nächsten. Und was ist mit denen, die aus eigener Erfahrung wissen, daß der Doktor gerne zuhört, sich Zeit nimmt und auch mal was fragt, was nicht unbedingt zur Krankheit gehört? Die wittern gerade Unheil! Die wittern, daß der Doktor jetzt anderen sein Ohr leiht für deren überflüssiges Gequatsche. Die sollen nicht rummehr, die sollen sich sputen, daß sie wieder rauskommen. Denn das Rummehren und das überflüssige und langatmige Quatschen ist ein Exklusivrecht, was sie sich selbst vorbehalten. Wenn sie nämlich drin sitzen, im Sprechzimmer, dann verrinnt die Zeit doch ganz anders, nicht wahr. Dann nimmt Einsteins Relativitätstheorie Gestalt an. Dann dehnt sich die Zeit ins Unendliche – wie ein Kaugummi. Nur um boshafterweise in des Doktors Sprechzimmer zu rasen.

Was steckt denn dahinter? Warum können diese Leute nicht ein, zwei oder auch mal drei Stunden Geduld aufbringen? Weil sie keine haben. Weil sie innen, im Kopf hohl und leer sind. Weil ihnen hier das Vakuum, zu dem sie sich gezwungen fühlen, schmerzhaft bewußt wird. Weil sie noch was ganz wichtiges zu erledigen haben? Ja, was denn? Fernsehen gucken? Mit der Nachbarin tratschen? Mag sein, daß man in Ausnahmefällen wirklich mal etwas dringendes vorhat. Wenn ich aber weiß, daß ich zu einem begehrten Spezialisten gehe, und ich auf den Termin schon fast ein halbes Jahr warten mußte, dann ist doch wohl klar, daß ich mich höchstwahrscheinlich auf eine längere Zeit im Wartezimmer einrichten muß. Denn der Tag hat auch für einen begehrten Arzt nur vierundzwanzig Stunden. Die lassen sich nun mal nicht beliebig ausdehnen. Also einrichten. Ja, wie richtet sich ein Hohlkopf ein, werden Sie fragen. Und sehen Sie, da ist das Problem! Lesen? Wo komm wa denn da hin? Sich gar noch was zu lesen mitnehmen? „Ach du je! Watt sind 'n dat für Töne?“ Denken! „Denken? Sajen se mal, sie Schnösel! Sie sind wohl mitn Klammerbeutel jepudert? Det ham wa unsa janzet Leben nich gemacht. Da wern wa wohl hier nich damit anfangen.“ Womit auch?

Also wird lustlos in ein paar Boulevardmagazinen herumgeblättert und wenn die alle durch sind, dann beginnt die endlose Wüste der Langeweile. Die irgendwann in einen deftigen Sandsturm mündet, der aus den Mäulern faucht. In Richtung der Lernschwester und ihrer Kollegin, die schon seit Stunden nicht mehr wissen, was sie zuerst tun sollen und wo ihnen der Kopf steht. Hier ein Patient, da der nächste; der versteht was nicht; der hat seine Karte vergessen; der weiß aus der Zeitung, das in den Praxen jetzt alles anders läuft jetzt klingelt das Telephon aufbeiden Apparaten: „meine Mutter...Rezept...ja, warum denn nicht? Na sagen Se mal, Frollein...“ und auf dem anderen Apparat: „Fräulein Susanne, verdammt noch mal, wo ist die Karte von Herrn Schulze; haben Sie die Laborwerte von Frau Felleisen zur Hand, ja, um Himmels Willen, warum denn nicht? Machen Sie die Einweisung schon mal fertig und denken Sie an die Laborwerte. Ohne die nicht! ... Wie? Ja, Menschenskind, dann müssen Se halt noch mal im Labor anrufen, muß ich Ihnen denn alles sagen? Wozu habe ich Sie eigentlich?“ Knack! Und dann kommt der Streitgreis mit Krücke. Der dem fortwährenden Gemurmel aus dem Wartezimmer seine kräftig-männliche Stimme leiht. Und was bekommt unsere Lernschwester vom Doktor zu hören? „Ja, Sie sehen doch, daß ich hier arbeite! Machen Sie Ihre Arbeit, da haben Sie genug zu tun! Und jetzt aber 'raus! Zum Feierabend melden Sie sich noch mal bei mir. Dann rede ich mit Ihnen darüber noch mal ein Wörtchen!“ Danke, lieber Wartezimmerrevoluzzer, danke im Namen der Schwestern! Danke für die Kostprobe deines Mutes und deiner Dummheit! „Wie jetzt, Dummheit?“ Ja, ja, mein Lieber, Langeweile ist ein exklusiver Sport der Dummen!

Wüste Dörfer, Industrieruinen

- verlassene Gemarkungen im Lande Brandenburg

Don Miquèle Barbagrìgia

Derrentin, Planow, Bätz, Krakow, Dangelsdörf, Escholt, Friesdorf, Jaldorf, Brüke, Lesekeendorf, Hatelow, Oberzlow, Schmölln, Beetz, Lüttgendorf, Zernow, Heinsdorf, Schleesen – alles Dorfnamen aus der näheren und weiteren Umgebung der Stadt Brandenburg an der Havel. Ein paar von vielen. Warum wir sie aufzählen? Weil Sie diese Dörfer wahrscheinlich auf keiner Landkarte der Region mehr finden können. Es sei denn, Sie verfügen über ähnlich gutes und altes Kartenmaterial wie wir. Und wenn doch, dann sind sie meist durch drei rote oder schwarze Punkte gekennzeichnet, die ein optisches Dreieck bilden.



Ruine der Dorfkirche der Wüstung Schleesen

Leider ist es aus der Mode gekommen, Wüstungen in Atlanten und modernen Straßenkarten mit aufzuführen. Eigentlich schade. Denn wir haben einige dieser aufgelassenen Dorfstellen besucht. Viel ist meist nicht mehr zu sehen von den einstigen Gemeindefestungen. Oft nämlich sind sie schon vor weit über einem halben Jahrtausend verlassen worden. Zu der Zeit aber, als die letzten Bewohner ihre Habseligkeiten packten und das Dorf ihrer Voreltern verließen, da blieben Lehmhütten zurück und überdachte Erdlöcher und das Einzige, was massiv war und dem unerbittlichen Zahn der Zeit etwas hartnäckiger trotzte, war, wenn überhaupt, die Dorfkirche. Das Gotteshaus, das wichtigste Gebäude der christlichen Gemeinde ist aus mehreren Gründen schon in der Frühzeit der christlichen Besiedelung der Mark in Stein aufgeführt worden: Es bot beispielsweise Schutz vor marodierenden Freischärlern, oder vor benachbarten Feudalherren, die mit dem eigenen Grundherren in Fehde lagen und diese im Allgemeinen nicht in einem fairen Faustkampf oder Tjost mit ihrem direkten Gegner – sondern viel lieber auf dem Rücken von dessen Bauern und Sassen austrugen.

Und so ragt heute an diversen Stätten ein einsamer Westgiebel zwischen den Bäumen dichter Wälder empor und man weiß, hier stand die Kirche, deren Mauern noch im Umriß erkennbar sind. Hier muß der Kirchhof gewesen sein und so oder so wird sich das Dörfchen um sein Gotteshaus gruppiert haben. Manchmal geht dann die Phantasie mit dem Betrachter durch und er stellt sich vor, wie mag das wohl gewesen sein – ein paar Kinder in Leinenkitteln und barfuß jagen einander spielend über den staubigen Anger,



vorbei an den Kreuz- und steinlosen Grabhügeln rings um die noch intakte Kirche, ein durchreisender Händler zieht seinen mit Krügen und Stoffen beladenen Esel über die Dorfstraße, ein paar Alte sitzen vor den Lehmhütten mit Handarbeit befaßt, während die jüngeren versuchen, dem kargen Boden der Umgebung mühsam ein wenig Korn und Feldfrüchte abzutrotzen. Hühner und borstige Schweine gackeln und grunzen und picken und

wühlen auf der Suche nach Freßbarem, die paar Kühe und Schafe werden vom Hirten beaufsichtigt und zusammengehalten. So oder so ähnlich wird sich der Alltag in diesen Dörfern abgespielt haben. Genau wie in den anderen, die noch heute existieren, die ihren Ortskern vielleicht im Laufe der Zeit etwas verschoben haben, oder den Namen geringfügig verändert – aber eben noch immer bewohnt werden, und noch immer verzeichnet sind auf den Straßenkarten des Reiches, und eine eigene Postleitzahl besitzen.

Warum aber sind die einen noch bewohnbar und die anderen weitestgehend dem Gedächtnis selbst der ansässigen Bevölkerung entschwunden? Weil Dörfer früher und gerade zu Zeiten ihrer Gründung Wirtschaftseinheiten waren. Klingt martialisch, nicht wahr? Es trifft aber den Kern der Sache. Städte waren zu dieser Zeit die Ausnahme. Dörfer die Regel. Und in diesen Dörfern wurden Lebensmittel produziert. Lebensmittel, die zum einen den Produzenten ernähren mußten und darüber hinaus noch einige andere Menschen mehr: Den Kaiser und den Bischof, den Richter und den Grundherren, dessen Gesinde und die Soldaten, die Kaufleute und die Handwerker. Alle wollten Brot und Bier, Käse und Fleisch. Konnten es aber aufgrund anderer Verbindlichkeiten nicht selbst produzieren. Das lag in der Verantwortlichkeit des Nährstandes – die Bauern, die Knechte und Tagelöhner, die Mägde und Kossäten und Hüfner, die mußten ran! Das war die Landbevölkerung, von derer Hände Arbeit das Reich lebte.

Nun waren die Ausgangsbedingungen für dörfliche Neugründungen während der Kolonisationsperiode nie dieselben. Das eine Dorf entstand in der Nähe eines Sees. Eine Handelstraße führte hindurch oder verlief nahebei. Die Böden in der Umgebung waren fett. Wald und damit Holz waren im Überfluß vorhanden. Andere hingegen hatten es nicht so gut: karge Sandböden machten den Anbau von Getreide, Kohl oder Rüben zur Hölle. Für frisches Wasser mußte man lange laufen. Durchreisende verirrtten sich selten in den abgelegenen Weiler. Wollte man Selbstgepöpfertes verkaufen, dann mußten lange Wege in Kauf genommen werden. Man hatte beim Monopoly schon gleich zu Beginn ein paar ganz miese Würfe getan! Doch das wollte noch nicht allzuviel besagen.

Vielleicht war es auch irgendwann einmal ganz gut und von großem Vorteil, daß sich im Dorfe keine Handelswege und Fernverbindungen kreuzten. Wer weiß, war es nicht der Scherenschleifer, der letzten Monat durchreiste, der die Pest mitbrachte zum reichen Nachbarn? Und für den zornigen Ritter Kuno von Oldensleben* brachte es wenig, das arme Dorf Wendow* zu überfallen, um seinem Nachbarn Dietrich von Holzogen* eins auszuwischen. Dieses Dorf, das wußte Herr Kuno, brachte seinem Herrn eh nichts als Ärger ein. Die Abgaben waren vernachlässigbar. Und schlecht zu erreichen war es ohnehin. Das lohnte nicht. Groß-Buckow* – das war doch mal ein fetter Happen! Die Bauern hatten gewiß so manchen Batzen unter den Dielen des Hauses versteckt, die Schafe und Kühe waren fett, der Dorfkrug war

schon imposant, der Krüger so feist wie der Schulze und der Pfarrer. Und so ging in einer furchtbaren Winternacht Groß-Buckow in Flammen auf, so daß man den hellen Nachthimmel bis nach Wendow sah. Männer und Alte wurden erschlagen, junge Frauen, derer die Strauchritter habhaft werden konnten, wurden vergewaltigt oder entführt und Kinder dem Hunger überlassen. Das Dorf verödete. Ritter Kuno hatte ganze Arbeit geleistet. Wendow blieb eine arme Kuhbläke durch die Jahrhunderte – aber es blieb! Bis zu dem Tag, als irgendein findiger Kopf in der zweiten Hälfte des Zwanzigsten Jahrhunderts herausfand, daß sich die Gegend hervorragend eignete, um als Luftkurort Lungenkranke zu heilen. Bis zum Fluß sind es mit dem Auto nur zehn Minuten, bis zur Hauptstadt dank der fünfzehn Kilometer entfernten Autobahn nur eine Stunde. Und wenn der Reisende eine gute Karte besitzt, dann findet er dort, wo die Autobahn über den Fluß führt, drei rote Punkte, die ein Dreieck bilden: Großbuckow steht dahinter. „Schau mal, Jürgen, hier muß mal ein Dorf gewesen sein.“ „Ich kann jetzt nicht, ich muß auf den Verkehr achten. Der Lasterfahrer da vorne muß doch wohl pennen...“ Sic transiet gloria mundi!

Auch hier spielten also viel Zufälle und unvorhersehbare Ereignisse eine Rolle. Wir haben eingangs nicht umsonst betont, daß es sich bei diesen Dörfern um organische Wirtschaftseinheiten handelte. Im Prinzip nichts anderes, als heutige Fabriken oder Produktionsstätten. Denn das ist der Hintergrund dieser Abhandlung. Ein Betriebsausflug führte uns jüngst durch das verlassene Industriegelände von K. Es war eine eigentümliche Romantik, die von den leerstehenden Produktions- und Verwaltungsgebäuden ausging. Dem nüchternen Betrachter aber erzählten sie dieselbe Geschichte wie beim Anblick der kniehohen, aus Feldsteinen gemauerten Wandreste der Kirche zu Schleesen vor dem Hintergrund ihres traurig in den Himmel ragenden Westwerkstumpfes. Hier eine halbverfallene Zisterne, einige Gruben, die den Standort unterkellerter(!) Hütten anzeigten, dort ein halb verfallenes Toilettenhaus und ein paar leergefegte Hallen, in deren Betonfußböden noch die abgefederten Fundamente gewaltiger Maschinen erkennbar waren. Keine Schleesener Dorfjugend mehr, die sich kreischend um die Zisterne jagt, keine schwatzenden Mägde, brüllenden Ochsen; keine Arbeiter; Meister, Ingenieure mehr, kein Lärm stampfender Maschinen.

Auch in K. rentierte sich irgendwann einmal die Arbeit nicht mehr, konnte das hergestellte Material nicht mehr verkauft werden. Die Stätten wurden stillgelegt. Sie verödeten, eingeschlagene Fenster, im Wind knarrende Türen, ein paar zerknautschte Bierbüchsen in ausgestorbenen Räumen als Hinterlassenschaft abenteuerlustiger Jugendlicher – das alles gibt uns Zeugnis vom einstigen Treiben. Es lehrt uns andächtig sein vor dem Zeitenwandel. Es zeigt uns die Vergänglichkeit alles Seienden. „Alles was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht!“, lehrt uns Goethe. Hier sehen wir es, hier können wir es fühlen und begreifen. Nichts ist von Dauer, nichts hat Bestand. Die Karawane zieht weiter, immer weiter. Sie tat es im vierzehnten Jahrhundert, als sich die Überlebenden von Groß Buckow schweren Herzens entschlossen, der Heimat für immer den Rücken zu kehren. Sie tat es 1990, als ein Arbeiter des K.schen Werkes von der letzten Schicht nach Hause kam und seiner Frau erklärte: „Nu, Edith, nu is Vaddern arbeitslos! Und det nach dreißich Jahren. Sone jortvafuchte Scheiße. Watt soll denn



verlassene Industriehallen auf dem Gelände des ehemaligen Ausbesserungswerkes der Deutschen Reichsbahn in Brandenburg an der Havel, Ortsteil Kirchmöser

nu wern?!“ Und Edith ein paar Tränen die Wangen herabrannen, als sie den Kaffe aufsetzte, gerade so wie ihrer Buckower Urahne, als diese das nun vaterlose Gör an der Hand und die Zicke am Strick von der Brandstätte hinwegführte, die einmal ihr Haus gewesen war. Die Flur von Groß-Buckow ging später in andere Besitzungen über, der König nahm sich etwas, als das Geschlecht derer von Holzogen kurze Zeit später ausstarb. Ritter Kuno ging nach einem Vergleich auch nicht leer aus; ja selbst die bettelarmen Vettern aus Wendow bekamen ein paar Weidegründe. Auch das verödete Industriegelände wurde neu parzelliert. Ein paar kleine Unternehmer siedelten an. Die Altlasten, die überwucherten Schienen der Werksbahn, das alles von Grund auf neu aufzurichten, es war ein Wagnis. Aber dieses Wagnis muß eingegangen werden. Hier und jetzt! Denn heutzutage zieht die Karawane sehr schnell sehr viel weiter. So weit, daß ihr die meisten ansässigen Menschen nicht zu folgen vermögen. Das ist die hauptsächlichste Lehre, die uns die verlassenen Mauern mitgeben: So, wie Groß-Bukow, das einst bedeutende Dorf, auf dem Weg zur Stadt, mit einem Male in der Bedeutungslosigkeit verschwand, so könnte es binnen kurzem geschehen, daß auch der Name Deutschland eines Tages nur noch in alten Chroniken zu finden sein wird. Was dagegen getan werden kann, das sollte getan werden – ohne zu zögern und mit großem Enthusiasmus. Anderenfalls wird die unbarmherzige Geschichte den Fortgang der Dinge mit eisernem Griffel festschreiben. Und es wird wenig Platz sein für die, die sich ihres übertoll gedeckten Tisches heut noch sorglos sicher sind. *Diese Personen- und Ortsnamen sind fiktiv und stehen stellvertretend für die vielen, tatsächlichen Ereignisse, von denen uns die alten Chroniken berichten. Das Dorf Schmerzke beispielsweise wurde im 15. Jahrhundert gar von einem Magdeburger Erzbischof(!), wahrscheinlich Günther, am Weihnachtsabend(!!!) überfallen und niedergebrannt. Es hat diesen mörderischen Anschlag jedoch glücklicherweise bis heute überlebt und erweitert seine Bevölkerungszahl seit Jahren durch großzügige Neubebauung erheblich.

An Herrn Adolphi¹

Zum Artikel: Hiroshima, Dresden, Potsdam

Das Blättchen Heft 16/ 2004

B. St. Fjöllfross

Lieber Herr Adolphi!

Mit großem Interesse haben wir Ihren wirklich ausgezeichneten Artikel im Ersten Augustheft des „Blättchens“ gelesen. Dies um so mehr, als wir im „Preußischen Landboten“ schon einige Male denselben Gegenstand behandelten: Können Mahnmale das an sie gerichtete Ziel erreichen, künftige Betrachter vom Wege der Aggression fernzuhalten? Dann, und nur dann würden sie ihren Zweck als Mahnmale erfüllen. Und das ist der Punkt! Wir denken, wenn wir unsere diesbezüglichen Erfahrungen überschauen, sie können es nicht. Das Bild, das von der gequälten japanischen Hafenstadt aufgenommen wurde, nachdem sie von der künstlichen Sonne hinweggeglüht wurde, dürfte in unseren Köpfen zweifelsohne präsent sein: Die Schachbrettmuster von ehemaligen Hausstandorten und Straßenzügen, der geschundene Fluß, die Schatten von verdampften Menschen an den Mauerresten und inmitten die von Ihnen so trefflich beschriebene Ruine der Industrie- und Handelskammer. Und wir fragen, nachdem nun die ganze Welt dieses Bildes teilhaftig geworden ist und des namenlosen Schreckens, den es zum Ausdruck bringt – hat es ein globales Umdenken gegeben? Haben die Menschen der Nachkriegszeit gesagt: Seht, das kann uns passieren, wenn wir den Aggressionstrieb des Nackten Affen sublimieren und mit solchen Waffen

aufeinander eindreschen? O doch! Sie haben es gesagt: Es führte jedoch nicht dazu, diese Waffen zu bannen, sondern dazu, noch teuflischere, größere, vernichtendere zu entwickeln um mit ihnen zu drohen. Es hieß also nicht angesichts des genbaku domu, der Frauenkirche, des zerstörten Warschau und Danzig, der Garnisonskirche und der Ruinen von Berlin: „Laßt uns aufhören mit diesem Wahnsinn!“, es hieß vielmehr: „Da, schau genau hin! Das blüht Dir, wenn Du Dich mit mir anlegst!“ Wir ändern den primitiven Nackten Affen nicht, lieber Herr Adolphi! Sie nicht, wir nicht – obwohl wir genau das, dem ehrbaren Don Quichotte gleich, mit unserer Schreiberei zu erreichen suchen.

Die Ruine der Frauenkirche hat die Amerikaner nicht davon abgehalten, den Irak mit Krieg zu überziehen - des mesopotamischen Erdöls wegen, noch hat sich das Volk der aufgehenden Sonne vom genbaku domu mahnen lassen, kein Armeekontingent zur Unterstützung dieses offenkundigen Verbrechens beizusteuern. Wer von den japanischen Soldaten hätte denn gesagt: „Nee, Leute, ich war in Hiroshima, ich war im dortigen Museum, ich habe die Skulptur des Kranichmädchens gesehen – ich bleib zuhause!“? Welcher japanische Entscheidungsträger hätte auch nur Ähnliches gedacht? Wenn wir dies alles nüchtern bilanzieren, so bitten wir Sie, lieber Herr Adolphi: Freuen Sie sich mit uns über die wiederentstandene Warschauer Altstadt, das neugeborene Bernsteinzimmer, den wiederhergestellten Canaletto-Blick unseres geliebten Dresdens – und gönnen Sie uns von den Nazis genuggeschundenen Preußen unsere Garnisonskirche. Hier in Preußen mußten wir Freislers hysterisches Gekreisch ertragen. Es wäre uns eine Freude, wenn über dem Altar der wiederauferstandenen Garnisonskirche die Namen der tapferen Offiziere (von der Garnison schräg gegenüber) und der beteiligten Zivilisten stünden, die ihr einziges Leben gaben, um uns von der Inkarnation des Bösen schlechthin zu befreien.

Eine kleine Schlußbemerkung noch. Lieber Herr Adolphi, der „Preußische Landbote“ erscheint in Brandenburg an der Havel – einer ehemals bildschönen Stadt, die in den allerletzten Kriegstagen sinnlos schwer zerstört wurde. Völlig sinnlos. Traurig ragen seitdem die Ruine des Pauliklosters und der Franziskanerkirche in den Himmel. Letztere ringt seit Kriegsende jeden Tag mit dem Umfallen. Dort, wo einst unser schönes, gotisches Rathaus stand, gelangte Brandenburg mit „dem Loch“ zu zweifelhafter Bekanntheit. Glauben Sie, die Brandenburger Oberschüler hätten geschlossen mit dem Finger auf diese Mahnmale des Krieges gewiesen und gesagt: „Wehrkundeunterricht? Ehrendienst? Ohne uns!“? Viele palaverten vom Frieden, den alle mit dem Herzen wollten und schliffen dabei ihre Waffen, damit sie möglichst noch schärfer wurden, als die des Nachbarn. Bauen wir das Zerstörte aber wieder auf, schaffen wir für die heute lebenden Menschen Identifikationssymbole. Das Paulikloster war einst ein Anziehungspunkt für Künstler, wie Ahrenshoop und Worpswede. Überwinden wir mit harter Arbeit die Folgen dieses idiotischen Krieges, schaffen wir diesen Anziehungspunkt neu, errichten wir das Kloster in alter Schönheit, so haben wir unserer Meinung nach mehr für den Frieden getan, als wenn wir eine triste Ruine, einen leeren Platz belassen, der im Alltag nicht mehr wahrgenommen wird, weil er als öde Brache verkommt. Es ist nun leider so, die Menschheit ist diesbezüglich nicht zu ändern: Die Leute wollen das Schlimme vergessen, wollen im Jetzt leben, wollen wie seit eh und je auf Kosten ihrer Mitmenschen ein möglichst faules Dasein fristen – die Vergangenheit interessiert die meisten einen Dreck! Richten wir uns also nach den Realitäten und schaffen ein Umfeld, in dem die Menschen sich wohlfühlen. Das ist das einzige, was Kain nachhaltig daran verhindern wird, nach dem Besitz seines Bruders Abel zu schießen, respektive der Begehrlichkeit die Aggression folgen zu lassen.

Mit herzlichem Gruß

Ihre „Landboten“

¹ Autor des „Blättchens“

Inhalt

Aktien.....	3	Globalisierung oder Deutschlands ökonomische Zukunft.....	21
Amtsdeutsch	3	Hartz IV und die kalte Enteignung.....	22
Arbeitslosigkeit.....	4	Herr Clement und der Sparerfreibetrag.....	23
Buschzulage.....	5	Herr Gottschalk in Berlin	23
D-Day.....	6	Hofberichterstattung	24
Das Gold der Bundesrepublik und die Aufweichung des Stabilitätspaktes7		Ich han myn Lehen	25
Der 4. Brandenburger Türmetag am 12. September 2004.....	8	In memoriam einer Prinzessin.....	26
Der „wahre“ Jesus.....	9	Hungaeceh.....	26
Der brennende Stadtstreicher von Beeskow.....	10	Macht	27
Die Bild-Zeitung und die Rechtschreibreform.....	12	Offener Brief an Seine Excellenz, den Herrn Brandenburgischen Ministerpräsidenten Matthias Platzeck	30
Die Firma Olympus und das „µ“	13	Ostdeutschland und Westdeutschland – ein mentaler Konflikt	31
Die Geiselnahme von Beslan	14	Tucholsky und Jacobsohn	32
Die Rosenbergs und der ganz normale menschliche Wahnsinn	16	Unternehnergier.....	32
Die Tucholsky-Stiftung und der „Preußische Landbote“	16	Wartezimmer	33
Das Fahrrad und der Wehrmachtsbericht.....	18	Wüste Dörfer, Industrieruinen	34
Falscher Rat?	19	An Herrn Adolphi.....	36
Folter.....	20		